

# Kriegsausgabe



# Kieclams Universum

Mit der Unterhaltungsbeilage  
Roman-Bibliothek

Preis 35 Pfennig.

Bezugspreis ohne Zustellungsgebühr  
bei Vorauszahlung vierteljährl. 4 Mk.

# Preisanschreiben „Augen auf“

Als wir vor einigen Wochen unsere Leser und Leserinnen, die vor dem Beginn der schönen Ferien- und Reisezeiten standen, aufforderten, uns unter dem Stichwort „Augen auf“ die zahlreichen in dieser Zeit gesammelten Anregungen mitzuteilen in fröhlichem Wettbewerb, da ahnten wir nicht, daß so bald schon für unser deutsches Vaterland eine schwere ernste Zeit anbrechen würde. Tausende von Erholungsbedürftigen sind nun vor kurzem fluchtartig von ihren Reisen zurückgekehrt, oft unter den größten Schwierigkeiten, und Ferienfreude und Ferienruhe sind ihnen gestört worden. Die hangen Sorgen aber um Gegenwart und Zukunft, die zahlreichen ernstesten Aufgaben und ungeahnten Anforderungen, die die Kriegszeit an uns alle stellt, lassen Stimmung und Ruhe zu einem friedlichen Wettstreit nicht aufkommen. Jetzt, wo es sich um das Größte, um Ehre und Sieg, um Volk und Vaterland handelt, ist keine Zeit für einen Gedankenaustausch im Sinne unseres Preisanschreibens. Wir glauben daher der Zustimmung unserer Leser gewiß sein zu können, wenn wir den angekündigten Wettbewerb „Augen auf“ bis nach Beendigung des Krieges verschieben. Wenn unser deutsches Volk als Sieger aus dem ihm aufgedrungenen Kampfe hervorgegangen und wir mit doppelter Freude wieder Segnungen des Friedens genießen, dann werden wir auch wieder Sinn und Lust haben zur Erwägung von Gedanken und Ratschlägen, die unser Alltagsleben freundlich und angenehm gestalten helfen. Die bisher eingegangenen Manuskripte werden selbstverständlich bei uns aufbewahrt und berücksichtigt.

**Redaktion und Verlag von Reclams Universum**

# Reclams Universum

30. Jahrgang

Hest 48

27. Aug. 1914

## Inhalts-Verzeichnis

### Illustrierte Welttrundschau:

Aufsätze und Gedichte:	Seite
Den Toten. Von C. Kopp . . . . .	395
Takt, Kultur und Würde. Kriegsbetrachtungen von Willy Rath . . . . .	395
Die Hydra der Gerüchte. Von Karl Marilaun . . . . .	401
Der europäische Krieg. Von Generalmajor Loebell . . . . .	404
Die Chronik des Weltkriegs . . . . .	406
Papst Pius †. Ein Nachruf von Hans Land . . . . .	408

### Abbildungen:

Auf dem Felde der Ehre gefallen.  
(Kunstbeilage.)

Der Kriegshafen von Dover . . . . .	396
Der letzte englische Flottenbesuch in Kiel . . . . .	397
Ein Eisenbahnlazarettwagen . . . . .	397
Bilder aus dem russischen Heer . . . . .	398
Bilder aus dem französischen Heer . . . . .	399
Der amerikanische Gesandte Gerard . . . . .	400
Ein 72jähriger Kriegsfreiwilliger . . . . .	400
Björn Björnson, ein Freund Deutschlands . . . . .	400
Bildnisse vom Krieg . . . . .	400
Der Felsen von Gibraltar . . . . .	401
Hafen- und Seesperren bei Gibraltar . . . . .	401
Abmarsch deutscher Truppen in den Krieg . . . . .	402
Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Sieger von Metz . . . . .	403
Die belagerte belgische Festung Namur . . . . .	403
Gefangene und verwundete Franzosen im Munsterlager . . . . .	404
Gefangene Belgier . . . . .	405
Die zerstörten Forts von Lüttich . . . . .	407
Papst Pius † . . . . .	408



Die Ernte. Gedicht von Karl Hans Strobl . . . . .	1157
Der Franktireur. Nach einem französischen Gemälde. (Illustration) . . . . .	1158
Ueber die Höhe. Roman von E. v. Schimmelpfennig. (Fortsetzung) . . . . .	1158
„Gott geleite euch!“ Nach einem Gemälde von A. Faldi. (Illustration) . . . . .	1161
Geschichte. Gedicht von Hans Ludwig Linkenbach . . . . .	1162
„À Berlin, à Berlin!“ Von Walter Schulte vom Brühl . . . . .	1163
„À Berlin, à Berlin!“ Nach einer Zeichnung von Gustav Doré. (Illustration) . . . . .	1163

Wenden!

	Seite
Auf dem Kriegsschauplatz „vermisst“. Eine rechtliche Erörterung. Von Dr. Hans Lieske . . . . .	1164
Der Sohn. Nach einem Gemälde von S. Koberstein. (Kunstbeilage.)	
Deutsche Geisteskultur im Auslande. Von Dr. Hugo Grothe. Mit sechs Abbildungen . . . . .	1165–1168
Rosafenpatrouille, von einem feindlichen Automobil beschossen. Nach einer Originalzeichnung von Walter Syruttschöf. (Illustration) . . . . .	1169
Oesterreichisches Kriegstagebuch . . . . .	1169
Festgottesdienst in Berlin anlässlich des 84. Geburtstages Kaiser Franz Josephs. (Illustration) . . . . .	1171
Die Wacht an den Vogesen. Gedicht von Otto Weddigen . . . . .	1172
Deutschlands Feinde im Spiegel der Karikatur. Von Karl Fr. Nowak. Mit zehn Illustrationen . . . . .	1173
Deutsches Militär, mit französischen Augen gesehen. — Der Tag der Revanche . .	1173
Das Kaiserreich ist der Friede. — Jaurès als Friedensschwalbe. — Deutschlands Eifersucht auf die Annäherung zwischen Frankreich und Rußland . . . . .	1174
Eine Vernunfttheirat. — Der moderne russische Absolutismus. — „Der russische Bär ist der unangenehmste von allen“ . . . . .	1175
Anonyme Karikatur auf die Lage des russischen Volkes. — Die Jagd nach den Millionen . . . . .	1176



### Für unsere Frauen.

Was Frauen jetzt wissen — müssen! Von Gertrud Bueß . . . . .	89
Die erste Hilfe bei Verwundungen . . . . .	90
Einquartierung . . . . .	92



### Romanbeilage.

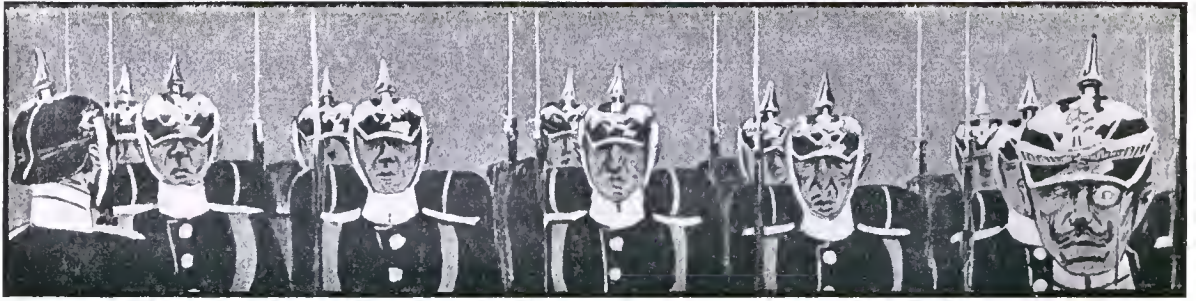
Westfalenblut. Roman von E. Bely. (22. Liefer.)

**Man abonniert Reclams Universum bei Buchhandel und Post.**

Jährlich erscheinen 52 Hefte à 35 Pfg. = 45 Heller = 50 Cts. = 21 Kop. — Im Quartalsabonnement (ohne Zustellungsgebühr) 13 Hefte 4 Mark = 5 Kronen = 5.35 Franken = 2.40 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 8 Mark einschließlich Porto.

### Luxus-Ausgabe:

Jährlich 52 Hefte à 60 Pfg. = 75 Heller = 80 Cts. = 35 Kop. — Pro Quartal (ohne Zustellungsgebühr) 6 Mark = 7.20 Kronen = 8 Franken = 3.60 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 11.50 Mark einschließlich Porto.



Deutsches Militär, mit französischen Augen gesehen. Karikatur von d'Stoya.

## Deutschlands Feinde im Spiegel der Karikatur.

Von Karl Fr. Nowak.

Mit zehn Illustrationen.

Immer war's das Spiel mit dem Feuer. Historische Erkenntnisse, geschlagene Schlachten und politische Wandlung nach dem Ruhm der Waffen bestimmen im Wiß, den die Völker zeichnerisch gegeneinander aufbringen, die Linie der Karikatur. Sie ist erfüllt von Bitterkeit und Sieg, die einst aus Kanonenrohren donnerten, und ist zugleich erfüllt von nationaler Zukunftssahnung und Zukunftsehnsucht. Die politische Karikatur, die das Auswärtige Amt der Nichtdiplomaten in Friedenszeit darstellt, will den Nachklang unabänderlich abgerollter, historischer Völkertragödien mildern, sie will trösten und die Richtung weisen, wo einst die Hoffnung für Vergeltung und Wiederherstellung zu finden sein könnte. Es ist die Karikatur der Geschlagenen . . . Und unvermeidlich ist naturgemäß ihr Gegenspiel: der Wiß der Sieger, der sich auf seine Art zeichnerisch, indem auch er noch einmal auf die Vergangenheit und ihre Lehren zurückblickt, gleichfalls gegen die Zukunft wappnet. Indes die Gewehre bei Fuß stehen, indes Botschafter und Minister sich in Friedensbeteuerungen erschöpfen, indes die Herrscher brüderliche Reden bei allerlei feierlicher Zusammenkunft tauschen müssen, führen die Karikaturisten Krieg. Sie zeigen, was trotz Friedensbeteuerungen, trotz brüderlicher Reden in tiefen, verschwiegenen Völkerseelen lauert. Es sind Gefechte nur mit gespitzten Zeichenstiften.

Und immer waren sie doch das Spiel mit dem Feuer . . .

Die Karikaturistengefechte toben sich munter, toben sich am frischesten, am unverlogentesten im Frieden aus. Das Schreckgespenst des wirklichen Krieges, der oft weit genug zurückliegt, spricht keineswegs mehr aus unmittelbarer Anschauung eindringlich zu jenem Publikum, das über die Zeichenblätter lachen will. Der Frieden kennt keine durchschossenen Krieger, keine gerichteten Spione am nächsten Baum, keine in Brand und Trümmer rauchenden Dörfer. Es sind gruselige Geschichten, die zeitfern geworden sind, entsetzliche Vergangenheitsgesehnisse, die sich keiner während einer Fahrt durch blühende Gelände plötzlich wieder wahrgeworden denken kann. Um der Bitterkeit historischer Verluste willen wünscht ein geschlagenes Volk

den Krieg, der die Rache sein soll: es malt sich Zukunftsbilder, glorreiche Phantasien mitten im Frieden, durch den man sich geborgen fühlt. Man erzählt sich von kommenden Dingen, malt sich in Friedensgeborgenheit mit gruselig frohem Schauer die verwegentesten Schlachten und Siege. Und man kann um so weiter in seinen Phantasien gehen, je schwerer der Frieden geborgen scheint. Die Angriffe, die keine wirklichen Kanonen, keine wirklichen Lanzenreiter ausbieten, können um so tapferer, um so draufgängerischer sein. Die Karikaturisten, die



Der Tag der Revanche. Französische Karikatur von Adolf Willette. (Der deutsche Kar mit abgetrenntem Kopfe.)

auf Nachtpatrouille an ihren Schreibtisch ziehen, brauchen nicht erst Vorposten auszusenden. In Friedenszeit können sie gemächlich und ruhig überlegen, wo eigentlich des Feindes Schwäche sitzt. Und können dann gleich die kühnste aller Friedensattaken reiten, die auf das Ganze, das Beste, das Innerste des Feindeslands stürmt.

Allen Dingen weiß das Leben ein Gleichnis: das Leben der Einzelnen wie das Leben der Völker. Mit ihrer Art, ihrer Kultur, mit all ihren Geschäften und Charakterzügen treten sie ja alle längst figural in die Vorstellung der Völker auf. Hier ist Marianne, voll

Grazie und Esprit, sehr verwöhnt, immer recht elegant und ein wenig hysterisch; dort ist John Bull, der ein Doggen Gesicht hat und verbissen wartet, bis er selbst Vorteil genug aus dem Streit der andern hat; ein



Das Kaiserreich ist der Friede. Karikatur auf den Bonapartismus von Honoré Daumier (1870).

Stückchen weiter trifft man das bärenhafte, ungeschickte Untier Rußland, mit den Hintertaxen noch auf asiatischen Feldern, mit der nicht gerade übermäßig geistvollen Schnauze an den Grenzen jenes Michels, der die meiste Zeit zu schlafen, zu sinnieren, zu träumen pflegt, bis sein Erwachen fürchterlich für Bären und Doggen und Mariannen wird... Vor allem wirtschaftet die politische Karikatur gern mit Figurinen. Der russische Bär hat in täppisch-brutaler Erscheinung alles, was ihn aufgeklärtem Volk verhasst machen muß: ein scheinbarer Koloss, der alles scho-

nungslos auf seinem Weg zertritt, allen Opfern am Wege, die durch sein eigenes Reich führen, Blutwunden mit seinen Taxen reißt. Ein Bär mit plumpem Schwert in der Rechten, mit der Brandfackel in der Linken, steht in weiter,



Jaurès als Friedensschwalbe. „Schieß nicht, Schildwache! Das ist der Friede, der von Frankreich kommt.“ Von G. Maire (1906).



Deutschlands Eiferflucht auf die Annäherung zwischen Frankreich und Rußland. Von Adolf Willette (1890).



Eine Vernunfttheirat. Madame la France: „Das hatte ich mir doch ganz anders vorgestellt!“ Karikatur auf den Zweibund. (Luftige Blätter 1895.)



Der moderne russische Absolutismus. Holländische Karikatur von R. Roland Horst. (1901.)

öder Ebene: entsetzt sinken seine eigenen Kinder in die Knie . . . Er weiß, daß Empörer unter ihnen sind. Gnadenlos läßt des Bären Dompteur sie zerfleischen: der weiße, hilflose Zar, der furchtbebend und unglücklich zugleich sein Haupt verbirgt, indes die Schar der wirklichen Russendompteure — eine Hunnenhorde — durch die wüstgewordene Heimat zieht . . . Und kommt Rußland nicht als Bär, so ist er ein Kosak, ein Tatar, ein Asiate geworden, mit dem die kleine, graziose Marianne das Lager teilen muß. Romanische Kultur ruht neben einem struppigen Banditen: leer starrt und trostlos die junge Frau ins Nichts der Nacht . . .

So will der deutsche Wik dem ungleichen Bund an den Leib. Er trifft ihn im wesentlichen: in der Unnatürlichkeit, in der Gezwungenheit der Liebesbeziehung, die eine wahrhafte Kameradschaft zwischen dem Aufklärungsvolk und den Weltverfinsterten, zwischen dem Freiheitsvolf von 1793 und den Knetenmeistern noch 1914 vortauschen will. Und Marianne rächt sich für den Spott durch die Bosheit des sonst übrigens weit geistreicheren Mont-

martrekarikaturisten Willette: ein deutscher Mann sucht vergeblich die kleine Französin zu umarmen. Marianne aber wehrt sich . . . Indes Marianne sich gegen den Deutschen wehrt, marschieren die aufbeschworenen Gespenster von 1812 vorbei. Vielleicht ist's eine Drohung an die deutschen Heere, wenn sie einst nach Rußland sich wagen sollten. Oder soll's für Frankreich süße Erinnerung sein, daß seine Söhne einst im Reich des neuen Freundes zu Hunderttausenden erstarben? Oder soll's ein heimlich verstecktes Sehnen Willettes

sein, daß Frankreich vielleicht wirklich lieber auf den Alanen hören sollte? Innerlich unnatürlich, unsicher, problematisch ist alles in Frankreichs Verhältnis zu Rußland. Unsicher im Ausdruck, unsicher im Wollen wird auch die Karikatur . . . Übrigens ist Adolf Willette nicht der einzige Skeptiker, der unter den Franzosen auf die zweifelhaften Werte französischer Politik hinwies. Schon von Daumier gibt's — und obendrein aus dem Jahre 1870 — eine Karikatur, die un- zweideutig die Gloire des großen französischen Kaiserglänzes aufdeckt: zerschossene Häuser, rauchendes Land . . . Umsonst das Streben in-



„Der russische Bär ist der unangenehmste von allen.“ Karikatur auf Rußland von Honoré Daumier.

telligenter, französischer Minderheit noch bis zuletzt: die Friedensstaube Jaurès (der kürzlich bei Kriegsausbruch haßerfüllt erschossen ward), die Friedensstaube bleibt einsam, vor der der deutsche Posten das Gewehr senkt, um ihre Botschaft über die Grenze in deutsches Land zu lassen . . .

Aber maßlos bleibt Frankreichs Angst, maßlos sein Revanchegelüst. So liebenswürdig Willettes ganze Art auch noch in kriegerisch grimmen Schlachten wirkt: der Preußenadler muß gleichwohl durch einen guten französischen Kürassierhieb geköpft werden. Die Angst läßt deutsche Bajonnette mit deutschem Drill aufmarschieren, aber auch durch den Spott, der reglos starre Gesichter

unter preussischen Pickelhauben zeigt, wird die Furcht nicht geringer. Sie drängt die kleine, arme Marianne dem struppigen Banditen ins Schlafgemach . . . Und sie starrt, indes der Bundesbruder seinen Rausch verschnarcht, aus ihren aufgerissenen, schlaflosen Augen.

Für Frankreichs Bundesgenossen sind die karikaturistischen Gleichnisse nicht schwer zu finden, auch wenn man auf das einfache Bärensymbol ganz verzichtet. Unter grauenhaften Lasten stöhnendes Volk . . . Es trägt die verschwenderische, leichtsinnig bankettierende, forrumpierte und fortforrumpierende Gesellschaft. Es trägt die verwahrloste Soldateska, die ihre Gewehrläufe



Anonyme Karikatur auf die Lage des russischen Volkes. (Aus einer russischen Druckeret. 1900.)

gegen dies Volk erhebt, wenn's nicht mehr weiter zu können scheint. Und es trägt die Kirche, den Adel, das ganze auspresserische Zarentum: eine ungeheure Pyramide auf armen Knochen und Schultern, die schließlich zusammenbrechen müssen . . . Oder ein anderes Sinnbild mit gleichem Sinn: Rußlands Kriegswagen fährt vorbei — die Armeegelber, die Rußlands Heere vor Hunger schützen sollen, wandern in die Lieferantentaschen, in Großfürstentaschen, in Gouverneurstaschen . . .

All dies entstammt nicht einmal dem Hirne deutscher Karikaturisten. All dies hat Auslandssatire sich erfonnen. Rußlands Bestechlichkeit, sein ganzes Kfientum, wird

heimlich von Rußland selbst, wird von Franzosen und Holländern gezeißelt, Frankreichs Politik im eigenen Hause, seine unnatürliche Zwangsverbrüderung ist der Zielpunkt französischer Wikes. Seine Pfeile hat er mehr als vier Jahrzehnte lang abgeschossen, mitten im Frieden kriegerisch. Was eine

Legion von Zeichnern ahnte, ist über Nacht wilde Wahrheit geworden: das Revanchegelüst, die deutschen Bataillone, die russische Korruption, seine Knutenpolitik. Vermutlich sind im Ausland draußen, im weitesten Umkreis von Ost und West, die Karikaturenzeichner jetzt verstummt — indes die deutschen Heere sprechen.



Die Jagd nach den Millionen. Russische Karikatur auf die inneren Zustände im Zarenreiche. (1901.)





Was Frauen jetzt wissen — müssen! Von Gertrud Bueh.

Tausende von deutschen Frauen stehen heute plötzlich vor der Aufgabe, ihr Vermögen auf unbestimmte Zeit hinaus allein zu verwalten. Wir haben Frauen, die in Geldsachen die Sicherheit eines Mannes zeigen, aber dies sind leider nur Ausnahmen. Die Regel besteht darin, daß die Frauenvwelt infolge ihrer allgemein wirtschaftlichen Unkenntnis, fehlt der natürliche Verwalter, mehr oder minder auf fremde Ratschläge angewiesen ist. Ratschläge, die leider meist blindlings hingenommen werden — denn zu einer Kritik fehlt eben die Kenntnis der Materie —, sind ihre einzigen Stützen. Dieses, man kann fagen, oft geradezu Ausgeliefertsein mancher Frauen Geldangelegenheiten gegenüber bringt der Frauenvwelt naturgemäß nur zu oft erhebliche Verluste. Die Verwaltung und Anlage des Vermögens, die bei dem Charakter des Geldes als einer Ware, die wie jede andere gehandelt wird, schon dem Erfahrenen die größte Mühe bereitet, wird geradezu zu einer Gefahr, wenn Kenntnislosigkeit hier schalten soll. „Vorsicht“ und ein reichliches „Misstrauen“ soll, ja muß darum hier die Parole für alle diejenigen sein, denen der Boden hier fremd ist! Wie oft vermögen wir Gespräche zu hören, in denen Frauen mit Leichtigkeit und einer beneidenswerten Sicherheit über Geldsachen urteilen, darüber sprechen und ihre Entschlüsse fassen. Das sollte nicht sein. Jene Leichtigkeit erzeugte eben die Unkenntnis, die die Gefahr gar nicht oder nur in ihrer halben Tragweite ahnt. Es kann nur noch einmal gesagt werden: Frauen, die ihr plötzlich allein Herr über die Vermögensverwaltung des Mannes geworden, die ihr ihn vertreten müßt in dieser schweren Zeit, übt Vorsicht! Es handelt sich ja nicht nur um eure Existenz, sondern auch vielleicht um die eurer Kinder — vielleicht um das, was Gatte, Bruder oder Vater sich in Arbeit und ringender Freude ersparten — für euch! Im allgemeinen werden bei der hoffentlich kurzen Dauer der Konfliktzeit keine bedeutenderen Vermögenshandlungen von der Frau vertretungsweise erfolgen. Leicht können aber zu dem Quartal Hypotheken gekündigt worden sein, bei dem Arzte, dem Anwalt, dem Kaufmann können größere Summen einlaufen, die nicht zu Hause im Schreibtisch liegen bleiben können. Eine Frau muß da vorher genau und ernsthaft erkunden, unter welchen Voraussetzungen eine Hypothek zu geben und wann sie — zu verweigern ist. Vor allen Dingen soll sie sich bei keiner Form der Anlage von dem höheren Zinsfuß locken lassen. Je höher der Zinsfuß, je größer das Risiko, je leichter kann das angelegte Geld also verloren gehen. Bei einer Hypothek sind im Grundbuche die Posten zu prüfen, die auf dem zu beleihenden Stücke stehen, es ist zu beachten, wieviel Gelder hinter der eigenen Hypothek stehen, welchen Tagwert — der immer zu hoch gegriffen ist — man angeben, in welcher Lage das zu beleihende Haus, in welchem Zustande es sich befindet. — Bei einer Papieranlage ist jede, aber auch jede noch so leichte Spekulationslust zu vermeiden. Handelt es sich um kleine Beträge, so ist die Sparkasse in der jetzigen

Lage nur zu berücksichtigen — auch wenn die guten Freunde abraten. Gute Freunde sind zuweilen — ohne daß ihnen das selbst oft zum Bewußtsein kommt — von einem reichlichen Optimismus, wenn es sich um das Geld anderer handelt. Man beschwichtige sein eigenes Warnungsgefühl nicht mit einem „Oh, es muß doch stimmen!“ Meist kommt es anders, und hier ist nicht der Platz, Experimente zu machen und durch Schaden klug zu werden. Man bedenke, daß auch unsere guten Ratgeber heute selbst den Kopf voll von ihren eigenen Sorgen haben, daß so ein Ratschlag oft auf der Straße zuweilen rein nur aus Liebenswürdigkeit gegeben wird. Man prüfe selbst und sehe sich um! Und der Bankier? wird man nun fragen. Es soll durchaus nichts gegen die stehend gewordenen Auskünfte bei den Bankiers gesagt werden, diesen Rettungsankern, deren man sich nur zu oft aus Bequemlichkeit bedient. Man bedenke nur das eine: Geld ist Ware, und der Bankier ist Händler dieser Ware. Wir können von einem Bankier nicht zu viel Selbstlosigkeit verlangen — hat eine Familie einen ständigen Bankier, oder auch nur zuweilen einen Geldmann zu Rate gezogen, mit seiner Vermittlung seine Angelegenheiten geordnet, dann ist es selbstverständlich, daß in diesen Fällen sich in erster Linie an diesen Stellen Rat geholt, Hilfe gesucht wird. Zu warnen aber ist vor einer allzu bereitwilligen und schnellen Übergabe seiner Vermögensverwaltung und Vermögensberatung bei fremden Kleinbankern, unbekanntem, vielleicht von irgendeiner dritten Hand genannten Bankiers. Auch sei man nicht zu bereit, sich auf Zeitungsaussagen hin Auskünfte zu holen. In allen Zeitungen finden sich jetzt von Bankfirmen Ankündigungen, daß Vermögensverwaltungen und Vermögensberatungen während der Dauer des Krieges übernommen werden. Man bedenke, daß diese Auskünfte Geschäft sind, nicht hochherzige Aufforderungen. Es soll nicht gesagt werden, daß bei diesen Beratungen nur der Schaden des Ratsuchenden herbeizuführen gesucht wird. Oft kann der Bankier gar nicht beurteilen, wie wenig er verstanden wurde, oft liegt Zeitmangel vor, oft kommt nur der „junge Mann“ und überzeugt mit seiner jungen Selbstsicherheit, und beide Parteien trennen sich mit dem Gefühl, eine „bombensichere“ Anlage bewerkstelligt zu haben — bis sich das Gegenteil zeigt. — Ganz in den Papierkorb aber sind zu werfen jene sein ausgearbeiteten Entwürfe mit einem sicheren Gewinn bei hohen Zinsen; wir brauchen nur zuzugreifen. Immer wieder flattern sie auf unseren Schreibtisch. Jetzt aber, da auf dem Geldmarkte nicht viel zu holen ist, werden die Scheinerzinstenzen ihre Prospekte verdoppeln, um sie „den Frauen“ zuzuschleichen. In den Papierkorb, es handelt sich um Schwindereien! Mögen unsere deutschen Frauen die Verantwortlichkeit ihrer ihnen so plötzlich zu Tausenden zugefallenen Aufgabe schnell erkennen. Mögen sie sich bemühen, sich die Elementarregeln einer Vermögensverwaltung bald zu eigen zu machen. Das Gebot ist für sie heute als eine Lebens-, Tages- und Existenzfrage von größter Bedeutung . . .



Kaiserin Auguste Viktoria, die an die Spitze der nationalen Frauenfürsorge getreten ist. Phot. T. S. Voigt, Homburg v. d. S.

## Die erste Hilfe bei Verwundungen.

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Tillmanns, Generalarzt à la suite des königlichen Sanitätskorps.

Die erste Hilfe bei Verwundungen muß mit sorgfältig gereinigten (desinfizierten) Händen, Instrumenten und Verbandstoffen geschehen, damit keine Infektion der Wunden, keine sog. Blutvergiftung entsteht. Die Wundinfektionskrankheiten entstehen durch Bakterien, das heißt durch kleinste pflanzliche Lebewesen (Mikroorganismen). Diese Bakterien erzeugen Entzündung und Eiterung der Wunden, sie

dringen in das Blut ein und vergiften den menschlichen Körper durch die Bildung giftiger Stoffwechselprodukte (sogen. Blutvergiftung). Die Bakterien vermehren sich außerordentlich rasch durch Teilung. Die krankheitserregenden (pathogenen) Bakterien sind überall verbreitet, sie schweben in der Luft, wo sie dem atmosphärischen Staube beigemischt sind, sie haften an der menschlichen Haut, an unserer Kleidung, an und in der Erdoberfläche, kurz sie sind allgegenwärtig. Wollen wir also unsere Verletzten vor der schädlichen Einwirkung dieser Entzündung, Eiterung und Blutvergiftung erzeugenden Bakterien schützen, so müssen wir alles, was mit einer Wunde in Berührung kommen soll, sorgfältig reinigen, desinfizieren, so daß die Bakterien an den betreffenden Gegenständen abgetötet werden. Keine unreine Hand, keine unreinen Gegenstände (Instrumente, Verbandstoffe) dürfen bei der ersten Hilfe mit der Wunde in Berührung kommen. Die Reinigung der Hände geschieht durch gründliches Waschen mit Seife und lauwarmem Wasser oder mit Seifenspiritus unter Benutzung von Bürsten; die Fingerspitzen, die Nägel müssen ganz besonders sorgfältig gereinigt werden. Nach der Waschung spült man die Hände in 80prozentigem Alkohol und zuletzt in einer Desinfektionsflüssigkeit ab, z. B. in  $\frac{1}{10}$ proz. Sublimatlösung mit 20proz. Alkohol, in  $\frac{1}{4}$ —1proz. Sublamin, in 2proz. Lysoform, in einer Lyso- oder Karbolsäurelösung (einen Eßlöffel voll Karbolsäure oder Lysof auf eine Weinflasche voll Wasser). Einfach und zweckmäßig ist auch die heißwasser-Alkohol-Desinfektion der Hände nach Aylfeld, d. h. fünf Minuten langes Waschen in heißem Wasser mit Seife und Bürste, dann Abbürsten der Hände mit 96proz. Alkohol oder Abreiben der Hände mit derselben Lösung mittels reinem (sterilem) Mull oder Flanell. Eine vollkommene Abtötung aller in den Hautporen sitzenden Bakterien wird durch keine der verschiedensten Methoden der Händedesinfektion erzielt, aber doch eine genügende. Nach der beschriebenen Händedesinfektion soll man womöglich stets desinfizierte Handschuhe aus Gummi oder Zwirn anziehen. Die Instrumente für die Behandlung der Wunden werden durch fünf Minuten langes Kochen in 1—2prozentiger Sodalösung sterilisiert. Die Verbandstoffe (Mull, Watte, Papierverbandstoff [„Spongibin“ nach Tillmanns],



Die Frau und der Krieg: Junge Mädchen und Frauen werden von Schwestern des Roten Kreuzes im Verbinden von Verletzungen unterrichtet.

pressen, Unterlagen und Decken aus Leinwand eventuell durch 5—10 Minuten langes Auskochen desinfizieren.

Eine wichtige Aufgabe der ersten Hilfe ist es nun, daß gleich nach der Verletzung die Wunde so bald als möglich durch einen Arzt regelrecht behandelt wird. Aber bei einer stärkeren Blutung muß die erste Hilfe oft durch Laien sofort stattfinden, bevor ein Arzt zur Stelle ist. Bei Blutungen wissen sich die Leute oft gar nicht zu helfen, und mancher Verletzte ist auf diese Weise durch Verblutung gestorben. Die erste provisorische Stillung der Blutung geschieht am besten dadurch, daß man bis zur Ankunft des Arztes rasch reine Leinwand fest auf die Wunde drückt und durch eine Binde oder ein Verbandtuch befestigt. Ist steriler Verbandstoff (Mull, Watte, Spongibin) vorhanden, so benutzt man diesen und befestigt ihn durch eine Mull- oder Gummibinde. Bei allen Blutungen an den Armen und Beinen muß man dieselben hoch halten, damit der Blutzufluß verringert und der Blutabfluß nach dem Herzen hin erleichtert wird. Verletzte mit Notverbanden aus Verbandstoff oder ausgekochter Leinwand mit darübergelegter Gummibinde, einer sonstigen Binde oder einem größeren, fest umgelegten, ausgekochten leinenen Verbandtuch müssen dann baldigst in ein Krankenhaus geschafft werden, wo die Blutung dann definitiv durch einen Arzt gestillt wird. Solche Notverbände bei Blutungen in der Ellenbeuge oder in der Kniekehle legt man in stark gebeugter Stellung des Ellbogengelenks und des Kniegelenks an, weil auf diese Weise die blutende Wunde gut zugeedrückt wird, so daß die Blutung aufhört. Muß ein Arm oder ein Bein wegen einer Blutung an einer anderen Stelle als an den genannten Gelenken durch eine Binde fest umschnürt werden, so kann

das eine Stunde lang oder länger ohne Schaden geschehen. An solchen Körperstellen, wo man eine Druckbinde bei Blutungen nicht anwenden kann, wie z. B. am Halse, wird man Verbandstoff (Mull, Spongibin, Watte) oder reine (ausgekochte) Leinwand fest auf die blutende Wunde drücken. Die definitive Stillung der Blutung geschieht am sichersten durch eine chirurgische Operation, und zwar durch Unterbindung oder Umsechung der verletzten Blutgefäße.

Die eigentliche Behandlung der Wunden geschieht in folgender Weise.



Die Frau und der Krieg: Die Teilnehmer eines Helferkinnenkurses lernen Verbandzeug nähen und Verbandgaze schneiden und wickeln.

(Auch hier muß die Hilfe in richtiger Weise ausgeführt werden.) Die Umgebung der Wunde und eine unreine, schon infizierte Wunde desinfiziert man am besten durch Bestreichen mit Jodtinktur oder mit einer Mischung von Jodtinktur und Alkohol zu gleichen Teilen. Von der früheren energischen Waschung der Umgebung der Wunde sieht man besser ab, weil auf diese Weise zu leicht Schmutz in die Wunde gelangt. Ein wichtiger Grundsatz für die erste Hilfe bei Verwundungen besteht darin, daß die Wunde

so wenig wie möglich chemisch gereizt oder mechanisch insultiert wird. Jede Wunde muß aber insofern genauer untersucht werden, ob und in welchem Grade tiefer gelegene Teile, z. B. Sehnen, Nerven, Blutgefäße, Knochen verletzt sind, ob ein Gelenk oder eine der großen Körperhöhlen (Brust, Unterleib, Schädelhöhle) eröffnet ist, oder ob die Wunde durch Fremdkörper verunreinigt ist. Je nach dem Befund wird dann verfahren, durchtrennte Sehnen, Muskeln, Nerven werden wieder zusammengenäht, Blutgefäße werden unterbunden, Fremdkörper und sonstige Verunreinigungen der Wunde durch Straßenschmutz, Erde, Sand, Holz- oder Glassplitter usw. werden entfernt. Verunreinigungen der Wunde durch Erde müssen besonders sorgfältig entfernt werden, weil sonst nach solchen Wunden der Tod durch Wundstarrkrampf eintreten kann, weil die Erreger (Bazillen) dieser Krankheit gerade in der Erde häufig vorkommen. Alle sonst bereits unreinen, infizierten Wunden desinfiziert man am besten durch Bestreichen mit Jodtinktur oder mit einer Mischung aus Jodtinktur und Alkohol zu gleichen Teilen. Ferner kann man unreine, infizierte Wunden, wenn es möglich ist, ausschneiden, indem man den ganzen Wundboden mit dem Messer entfernt und so eine neue, frische Wunde schafft. Müssen Wunden abgepölkert werden, so macht man das am besten mit  $\frac{3}{4}$ proz. Kochsalzlösung oder mit 1—2proz. essigsaurer Tonerde, stärkere desinfizierende Lösungen sind nicht zweckmäßig, weil dadurch die Wunden zu sehr gereizt werden. Ist die erste Hilfe bei der Behandlung der Wunden in der beschriebenen Weise ausgeführt, dann schließt der Arzt in den dazu geeigneten Fällen, wenn die Wunde wirklich rein und nicht verunreinigt (nicht infiziert) ist, durch die Naht, und zwar entweder vollständig oder nur teilweise und legt in den offen gelassenen Teil der Wunde ein Drainrohr aus Gummi oder Glas oder einen Gazestreifen, damit das Wundsekret nach außen ablaufen kann. Eine nicht sicher reine Wunde läßt man ganz offen und bedeckt sie mit Mull, den man trocken auflegt oder mit 1proz. essigsaurer Tonerde anfeuchtet. Größere Wunden füllt man eventuell mit reinem (aseptischem) Verbandstoff (Vioformgaze) aus (sog. Tamponade der Wunde) und legt darüber dann den Verband aus Mull, Watte oder Spongidin und Binden. Alle größeren gequetschten Wunden dürfen ja nicht genäht werden.



Die Frau und der Krieg: Die Kinder der ins Feld gezogenen Soldaten werden gespeist.

Tritt bei einer genähten Wunde Entzündung und Eiterung mit Fieber auf, so müssen die Nähte sofort entfernt werden, man läßt eine solche Wunde dann offen und heilt sie allmählich zu. Niemals soll man direkt auf die Wunden Heftpflaster legen, sondern zuerst Mull oder ausgekochte Leinwand und darüber dann das Heftpflaster. Ist die Wunden, z. B. am Arm oder Bein, so hochgradig, daß das Leben des Verletzten nur durch Amputation des verletzten Teiles der Hand, des Armes oder Beines gerettet werden kann. Alle

Magnahmen der ersten Hilfe werden, wenn sie mit besonderen Schmerzen verbunden sind, entweder in allgemeiner Narkose durch Einatmung von Chloroform und Äther ausgeführt, oder man wendet die sogen. Lokalanästhesie an, indem man das schmerzstillende Mittel (Novokain mit Adrenalin) in der Nähe der Verwundung in und unter die Haut einspritzt. In leichteren Fällen genügt das Herstäuben von Chloräthyl. Die Lokalanästhesie hat große Fortschritte gemacht und die allgemeine Narkose zum Teil verdrängt.

Zuweilen sind die Verwundeten durch den Blutverlust bereits sehr geschwächt, so daß die erste Hilfe rasch und energisch in richtiger Weise ausgeführt werden muß. In leichteren Fällen von Ohnmacht nach Blutverlust legt man den Kopf möglichst tief, um der Blutarmut des Gehirns vorzubeugen, man bespritzt das Gesicht des Verletzten mit Wasser, gibt Niesmittel, z. B. Ammoniak, ferner spritzt man eventuell bei schwachem Puls unter die Haut mehrmals eine 10proz. Kampferöl-Lösung, frottiert den Patienten durch übergelegte warme Decken und erwärmt ihn durch Wärmflaschen. Ferner gibt man schweren Wein, Kognak, schwarzen Kaffee, warme Suppen. Es ist sehr zu empfehlen, daß man Verletzten nach größeren Blutverlusten reichlich warme Flüssigkeiten verabreicht, sie werden vom Magendarmkanal aus rasch in den Blutkreislauf aufgenommen. Aus diesem Grunde läßt man auch 500—1000—2000 ccm einer warmen  $\frac{3}{4}$ proz. Kochsalzlösung mit 3—5—10proz. Traubenzucker oder mit Natrium raecharatum durch den Mastdarm in den Darm oder auch durch Einstich unter die Haut einlaufen. Besonders wirksam ist es, wenn man in schweren Fällen die Kochsalz-Traubenzuckerlösung durch eine geöffnete Arterie direkt in das Blutgefäßsystem einlaufen läßt. In schweren Fällen von Blutarmut wickelt man



Die Frau und der Krieg: Eine Helferin aus dem Jugendheim liest den Kindern der Krieger patriotische Gedichte und vaterländische Erzählungen vor.

ferner die Beine ein und lagert sie hoch, um das Blut aus den unteren Extremitäten nach dem Herzen, nach den Lungen und besonders auch nach dem Gehirn zu treiben, damit in den genannten Organen genügend Blut vorhanden ist. Endlich empfiehlt es sich, in schweren Fällen von Blutarmut mit allen genannten Mitteln eine eventuell stundenlang fortgesetzte Einatmung von Sauerstoff zu verbinden. Ist bei einem Verwundeten die Atmung mangelhaft und unregelmäßig, so muß die erste Hilfe dafür sorgen, daß die Atmung ange-

regt und wieder normal wird. Durch diese künstliche Atmung können Verwundete ohne Atmung und ohne nachweisbare Herzstätigkeit wieder ins Leben zurückgerufen werden, wenn sie sofort nach erfolgloser Lungen- und Herzstätigkeit richtig und energisch ausgeführt wird. Man macht diese künstliche Atmung am besten in folgender Weise: Man legt den Patienten auf einen Tisch, läßt seinen Kopf über die obere Tischkante nach abwärts hängen und zieht die Zunge mit einer Zungenzange aus dem Munde hervor, damit bei den nun folgenden Manipulationen die Luft unbehindert durch den Kehlkopf in die Lunge gelangen kann. Nun stellt man sich hinter den herabhängenden Kopf des Kranken und macht zuerst die künstliche Einatmung dadurch, daß man die beiden Arme des Kranken zu sich nach oben zieht, dadurch wird die Brusthöhle und die Lunge ausgedehnt, erweitert, so daß die Luft einströmen kann. Dann bewirkt man die künstliche Ausatmung dadurch, daß man die im Ellbogengelenk gebeugten Arme fest auf die vordere Brustseite drückt und so die Brusthöhle verkleinert; hierbei soll man besonders einen Druck, gleichsam eine Massage auf das Herz ausüben, um seine Tätigkeit anzuregen. Diese Manipulationen behufs künstlicher Ein- und Ausatmung müssen unter Umständen längere Zeit ausgeführt werden. Weniger wirksam ist es, wenn man die künstliche Atmung nur durch zeitweiligen Druck auf die vordere Fläche der Brusthöhle ausübt. In verzweifeltsten Fällen ist es auch gelungen, Menschen mit plötzlichem Herzstillstand wieder zu beleben, indem man das Herz von der rasch eröffneten Bauchhöhle aus durch das Zwerchfell massierte. Auch das durch Operation schnell bloßgelegte Herz hat man bei Herztod erfolgreich massiert.

### Einquartierung.

So manche Hausfrau ist in diesen Tagen durch ganz unverhofft einrückende Einquartierung überrascht und nicht selten aus der Fassung gebracht worden, denn über die Art der Verpflegung herrscht oft Unsicherheit, und der Schrecken war jetzt doppelt groß, weil wir im Zeichen einer durch den Krieg bedingten Preissteigerung aller Lebensmittel stehen. Hausfrauen, die schon öfters Mannövereinquartierung hatten, wissen sich eher zu helfen, und aus deren Erfahrungen seien hier einige erprobte Winke zur Befähigung der Mannschaften gegeben. Als ein sicherer Anhalt für das Quantum der Lebensmittel, die der einquartierte Soldat zu beanspruchen hat, gilt folgende Tabelle, die die Intendantur der Armeeoberkommando wiederholt in den Tageszeitungen bekanntmachte und die sich jede Hausfrau in der Küche so anbringen sollte, daß sie bei zweifelhaften Fällen sich Rat holen kann. Der Soldat hat demnach pro Tag zu fordern: a) An Brot 750 g; b) an Fleisch 375 g frisches oder gesalzenes Fleisch, oder 200 g geräucherter Rind-, Schweine- oder Hammelfleisch, oder geräucherter Speck, geräucherte Fleisch- oder Dauerwurst; c) an Gemüse 125 g Reis oder Graupen, oder 250 g Hülsenfrüchte (Erbsen, Bohnen, Linsen) oder 30 g Dörrengemüse nebst 750 g Kartoffeln, oder 1500 g Kartoffeln, oder 200 g Nudeln, oder 600 g Speiserüben (Mohrrüben, Karotten, Kohlrüben, Kohlrabi, weiße Rüben), grüne Bohnen, oder 600 g Wirsing- kohl, Weiß-, Grün- oder Rotkohl, oder 225 g Sauerkohl (zu allen diesen Rüben- und Kohlarthen gehören je 750 g Kartoffeln); d) an Salz und Gewürzen nach Bedarf; e) an Kaffee 25 g in gebrannten Bohnen. Außer der Kaffeeportion hat der Einquartierte Getränke nicht zu verlangen, doch wird man ihm gerne ab und zu einen erfrischenden Trunk darbieten. Hiernach kann jede Hausfrau die tägliche Ration bemessen. Wer sparen muß und wenig Zeit hat, wird die nahrhaften Gemüsegerichte, wie Reis mit Rindfleisch oder Kartoffelstückchen, bzw. Graupen, Erbsen mit Rauchfleisch und Sauerkohl, Linsen mit Rotwurst usw. geben, doch sollte jede Hausfrau bedenken, daß der Soldat diese sogenannte Kasernenkost bisher schon bis zum Überdruß genossen hat und noch lange genießen muß. Wenn es also ihre Zeit und Mittel nur irgend gestatten, gebe sie eine andere

Kost und vermeide tunlichst das scharfgesalzene Pöfel- und Rauchfleisch, das an warmen Tagen den an sich schon so quälenden Durst der armen Soldaten noch furchtbar vermehrt. Es macht zum Beispiel wirklich nicht viel mehr Kosten und Mühe, wenn man das für ein Suppengericht bestimmte Stück Rindfleisch, nachdem man es kurze Zeit anlochte, um eine Brähe für die Suppe zu gewinnen, dann fertig brätet oder schwart und ein gutes Kartoffelpüree, Makkaroni oder Kartoffel- oder Mehlklöße dazu reicht, nebst Sauer- oder Rotkohl, oder ein Stück frisches Schweinefleisch brätet und ebenfalls die obigen Beilagen dazu gibt. Es ist dann doch etwas anderes, und die strahlenden Mienen der Soldaten über das Hausmannsessen werden die Mühe und kleinen Mehrgewinn reichlich aufwiegen. Grüne Bohnen als Brechbohnen gekocht, mit gekochtem Hammel- oder Rindfleisch werden stets gern gegessen. Nicht tener und sehr erwünscht ist auch irgendetwas frisches Gemüse mit gehackten Beefsteak oder Koteletten, oder an heißen Tagen ein erfrischender Kartoffelsalat, der nur in einfachster Weise angemacht zu werden braucht, also durchaus nicht teuer kommt. Einem vom Dienst abgesehenen Soldaten glühendheiße Pellkartoffeln vorzusetzen, ist eine Rücksichtslosigkeit, die man unbedingt vermeiden sollte. Gerade im Kartoffelsälten, das heißt heißer Kartoffeln, sind die Männer durchgehends ziemlich unbeholfen, und so steht mancher hungrig vom Tische auf oder muß die Kartoffeln eiskalt verzehren.



Eine willkommenen Liebesgabe für unsere Soldaten: Rucksack, die in großer Zahl erwünscht sind.

Jetzt zur Obstzeit reiche man, wenn es nur irgend zu ermöglichend ist, ein kühlendes Kompott, das wird mit großem Dank angenommen werden und bildet ein Labsal für die Soldaten. An Getränken gebe man keinen Alkohol, sondern kühlende Limonaden, Milch, kalten Kaffee oder Tee, den die Leute sehr gern trinken, und der sehr durststillend wirkt. Einfach Bier kann ebenfalls gegeben werden. An kühlen Abenden oder bei feuchtem Wetter gebe man abends Tee, Kaffee oder Warmbier. Das erste Frühstück, das oft schon beim Morgenrauen oder mitten in der Nacht gegeben werden muß, bereite man am Abend vorher zu, indem man den Kaffee ziemlich stark und in verminderter Portion aufbrüht und dann früh nur durch Zugießen von heißem Wasser auf die gewünschte Temperatur bringt. Das macht dann früh nicht viel

Umstände, und ein solcher Kaffee ist allemal besser, als in fliegender Eile mangelhaft zubereiteter oder glühendheiß gebotener, an dem sich die Leute Mund und Magen verbrennen oder ihn stehenlassen müssen. Zum Abendbrot gebe man auch nicht aus Bequemlichkeit immer nur die obligaten Wurstschnitten, sondern wechsele einmal mit einem Kartoffelsalat nebst einer warmen Knoblauchwurst oder Knackwürstchen, oder je zwei Setzeiern ab; auch Bratkartoffeln sind nicht tener und werden mit Freude begrüßt. Man gebe sich nur die Mühe, sich in die Lage der Leute hineinzusetzen, dann findet man unschwer das Richtige, und man wird gern ein Opfer bringen, wenn man bedenkt, daß die in den Kampf ziehenden auch für unser Gut und unsere Sicherheit ihr Leben und ihre gesunden Glieder einsetzen, und daß der Liebesdienst, den wir ihnen durch eine freundliche, herzliche Aufnahme leisten, vielleicht der letzte ist, den sie empfangen. Zum Schluß noch ein Rezept für nicht teures, gut sättigendes und wohlgeschmeckendes Gericht für unsere Einquartierung.

Gestowte Kartoffeln zu Hackbraten, Rinderbraten usw. Von vier Eßlöffel Bratenfett oder Palmöl und drei Kochlöffel Mehl macht man eine helle Mehlschwitze, die man mit leichter Bouillon oder Wasser und Suppenwürfeln zu einer glatten Sauce kocht und mit Pfeffer, Salz, Weineisig, einer großen, grobgehackten Zwiebel würzt. Eben mit der Schale abgekochte Kartoffeln (drei Pfund) werden noch heiß geschält, in Scheiben geschnitten und in die Sauce gegeben. Diese Kartoffeln schmecken sehr gut zu allem gebratenen Fleisch und bilden in Verbindung mit einem einfachen Hackbraten, zu dem man gekochtes Suppenfleisch mit verwenden kann, ein gut sättigendes Gericht, das von den Soldaten sehr gern gegessen wird. Man gibt einen grünen Salat oder saure Gurken dazu. M. Kn.



## Die Ernte. Von Karl Hans Strobl.

Blondes Getreide nickt, Halm bei Halm, in laugen Zügen über die Felder gebreitet,  
 schwer von Frucht, gebeugt, in stolzer Demut still wartend bei seinesgleichen;  
 nur manchmal schlägt es rauschende Wellen, wenn der Wind herüber von seinen Hügeln gleitet,  
 es wogt dahin, in langsamen Stößen, in silberzitternden, seideweichen.  
 Brot wächst unter der Sonne, Deutschlands Brot. Und an den blühenden Rainen  
 ist ein Kranz geflochten: Mohn blühet, hellgelbe Glocken schlagen an — Zimbelstöne, verzitternd,  
 Schafgarben starren und rauhköpfige Disteln, rankende Winden kreuzen sich zitternd,  
 ein Kranz ist geflochten ums wachsende Brot. Gott lächelt und läßt seine Sonne scheinen.  
 Tief vom Raine fort trägt die Kornblume ihr Blau unter das Blond der Halme,  
 so klingt Notwendigkeit des Lebens und Schönheit zusammen in einem großen, ergreifenden Psalme.

Nun halte uns Treue, du deutsche Scholle; Brot wächst, Deutschland braucht Brot,  
 Krieg brach los, der die gebräunten, schweren Hände von deinem Dienste entfernte,  
 nun sind wir, umklammert, gewürgt, von allen Seiten bedroht;  
 nun halte uns Treue, du Scholle, Deutschland hat dich besät, Deutschland braucht seine Ernte.  
 Bist du Versprechen der Scholle, du blaue, ins blonde Gewoge gestreute Blume der Treue,  
 bleibst auch du uns blau, du Himmel? Läßt du deine Sommerföhne weiterscheinen,  
 alter Gott? Deutet der Kranz ums wachsende Brot, daß zwischen dir und den Deinen,  
 deutscher Erde, deutschem Himmel und deutschem Volk, der alte Bund sich erneue?

Die Hände fehlen, die nun an den Grenzen schuffertige Gewehre an die Wangen drücken,  
 aber schon kommt es heran, freiwillige Helfer, aus den großen Städten in Scharen,  
 die blaffen Männer, die den nun verstummtten Maschinen verknechtet waren;  
 nicht über Räder, über Halm und Korn, über Garben und Seisen krümmt ihr nun euren Rücken.  
 Schüler kommen, junges Blut, Wandervogel, Fahrtgenossen, liedlustige Gesellen,  
 aus frohem Spiel in den Ernst der Zeit gestellt, früh reisend im ersten Gang  
 mit dem Schicksal; Mädels sind da, mit wehenden Röcken, mit hellen und schnellen  
 Blicken über die Felder hin, wo die Arbeit winkt, und ihr Schreiten ist wie Gesang.  
 Stubenverkümmerte Menschen sind da, hinausgezogen unter hoher Himmel Geleucht,  
 schreitend nun zwischen den Halmen, über die verwundert die Hände streifen,  
 und durch manches versorgte, von Kummer versengte Herz geht ein spätes Begreifen  
 tiefer, stummer Liebe der Scholle, und manches vertrocknete Auge wird feucht.  
 Und schon rauschen die Seisen; das wogende Heer sinkt in goldenen Schwaden,  
 Wagen knarren, die blinkenden Garben werden von nackten Armen gehoben, werden verladen.  
 Schwarz liegt im gelben Gestoppel die Scholle, in stolzer Demut, kraftgeschwellt, unscheinbar. —  
 Neige dich nieder... leise... sie flüstert: „Ich trage euch wieder Brot — übers Jahr...“

Die Helfer stehn, die Stirnen voll Schweiß, lachend, glücklich: Deutschland hat Brot,  
 Brot für die Männer im Feld, die, schuffertig das Gewehr an die Wangen gedrückt, geschart sind  
 um unfre Standarten,  
 Brot für Weiber und Kinder daheim, die gebeugt stehn unter dem harten  
 Geschick. — Gott ließ seinen Himmel erblauen, die Scholle hielt Treue, Deutschland hat Brot.



Der Kranktvireur. Nach einem französischen Gemälde.

## Ueber die Höhe.

Roman von C. v. Schimmelpfennig.

(Fortsetzung.)

Stundenlang, in schlaflosen Nächten, wälzte er seine Gedanken hin und her. Er hörte drei — vier — fünf Uhr schlagen. Und wenn der erste Schein des Märzorgens durch die Fenstervorhänge drang und unten auf den Straßen die Glocken der Pferdebahn das neu erwachende Verkehrsleben verkündeten, dann sagte er sich: „Heute noch nicht! Ich habe mir ja keine Frist gesetzt. Vielleicht kommt mir noch ein besserer Gedanke!“

In seinen freien Nachmittagsstunden hatte Peter bisher an einem neuen Drama gearbeitet, das er schon im Herbst herauszubringen hoffte. Jetzt stockte die Arbeit; die Gedanken flossen nicht, und nach jedem Satz der Niederschrift tauchte die sorgenvolle Frage auf: Was soll ich tun? Habe ich ein Recht, meine Begabung einem elenden Brotberuf zu opfern? Darf ich ein warmes, zuckendes Herz dem Moloch Gold darbringen? Ist sie mir nicht die Inkarnation der taufrischen Heide im Frühlingwind, der Jugend? Durchfährt es mich nicht wie ein freudiger Schreck, wenn sie vor mir steht, und ich denke: Dies Kind ist dir vom lieben Gott besichert?! Kann ich überhaupt noch wählen? Bin ich nicht längst — längst gebunden? —

Stundenlang wanderte er durch die Straßen, ohne etwas zu hören oder zu sehen, ohne zu einem Entschluß zu gelangen; eine zweite, eine dritte Woche verging.

Endlich fand die aufreibende Zeit der Wahl und Qual einen Abschluß. Eines Abends, als er von einem weiten Spaziergang tödmiide nach Hause kam, lag eine Karte auf dem Schreibtisch. Stellas Handschrift und nur eine Zeile:

„Die Eltern erwarten Dich am Sonntag zu Tisch!“

13.

Mit der alten Herzlichkeit, als ob er aus Insterburg auf Urlaub käme, war Peter von den Seimigen empfangen worden. Selbst Grete, die in ihrem Herzen dem Bruder seinen Abgang nicht verzeihen konnte, bemühte sich, lebenswürdig zu sein. Mönch hatte einen dahinlautenden, sehr energischen Wunsch ausgesprochen, denn seit einiger Zeit zog er die Zügel des ehelichen Regimentes, die während der Flitterwochen seinen Händen entfallen waren, langsam wieder an.

Das Essen war vorüber, die Tasse Kaffee, zu der Onkel Valerius sich eingefunden hatte, in gewohnter

Weise präsentiert worden, und der Oberst hielt es nun für gut, ohne Umschweife auf Peters Zukunft zu kommen.

„Hugo hat dir unsere Absichten mitgeteilt, und ich denke, du entschließt dich dazu, Peter! Wir haben des längeren und breiteren darüber deliberiert und wissen nichts Besseres für alle Teile. Oder hast du etwas Besonderes in petto, dann heraus damit! Wir wollen es gern anhören, denn selbstverständlich geht uns dein Lebensglück allem anderen vor. Aber du darfst nicht verkennen, daß unsere Verhältnisse immerhin einige Beschränkung auferlegen. Jedermann muß sich nach seiner Decke strecken.“

„Das sehe ich ja ein, Papa! Und natürlich will ich euch nach Möglichkeit zu Wunsch und Willen sein. — Gewiß! — Ich bitte euch, legt es mir nicht als Undankbarkeit aus, wenn ich euren Ansichten einiges entgegenzustellen habe.“

„Aber nein — wir wollen es ja anhören — ich sagte es doch schon.“

„Also kurz — weshalb soll ich nicht Schriftsteller bleiben? In einem Beruf, der mich so sehr fesselt, in den ich mich glücklich eingearbeitet habe, in dem mir schon einige, wenn auch nur winzige Erfolge beschieden gewesen sind?“

„Darauf ist schnell zu antworten, Peter: weil diese Tätigkeit zu unsicher ist. Zeige mir heute ein Vermögen vor, von dem du leben kannst — bon! Oder bringe mir den lebenslänglichen Kontrakt eines literarischen Unternehmens, der dir Gehalt und Pension garantiert — einverstanden! Aber selbst dann könnte man noch Bedenken haben. Vermögen können verloren gehen, Firmen fallieren oder aufhören. Der beste und sicherste Geldgeber ist immer der Staat, der wird schon nicht bankrott machen, das werden wir — und so Gott will — auch unsere fernsten Enkel nicht erleben!“

„Also die materielle Frage ist es, die auf euch bestimmend wirkt!“

„Gewiß, die materielle Frage — aber sie nicht allein! Selbstverständlich tritt auch die Erwägung hinzu, daß es sowohl in deinem wie in unserer aller Interesse liegt, dich in einer gesellschaftlichen Stellung von Bedeutung zu sehen. Du weißt, lieber Junge, daß ich der letzte bin, der Vorurteile hat, und daß ich die schlichte Tugend des kleinen Mannes hoch einschätze. Aber wir leben nicht in Utopia, sondern in einer sehr realen Welt, in der jeder nach oben strebt. Wäre das nicht der Fall, dann hörte alle Kultur auf — und das ist meines Erachtens der Kernpunkt radikaler Irrlehren.“

Onkel Verius neigte zustimmend den Kopf, als der Oberst zu ihm herüber sah.

„Zugegeben, Papa! Aber ist denn ein Schriftsteller in euren Augen eine Quantité négligeable?“

„Ohne weiteres gewiß nicht, mein Sohn. Sitze auf deinem Rittergut und dichte, soviel du willst. Aber es ist ein ander Ding, wenn du dich zeitlebens auf einem Bureau herumdrückst und mit Schere und Kleistertopf hantierst. Als Soldat könntest du in vier Jahren Hauptmann sein, d. h. eine selbständige, verantwortliche Stellung bekleiden, nach der der ältere Mann sich doch sehnt und die seiner würdig ist. Und als Assessor wirst du auch eine leidlich selbständige Position haben. Ob aber auch in deiner Schriftstellerei? Das bezweifle ich sehr. Höchstens als Chefredakteur, aber diese Stellungen sind rar und dann auch noch an den Auftrag des Verlages gebunden. Für das Einerlei einer subalternen Tätigkeit aber, die dich nicht fördert, dafür, mein lieber Junge, bist du mir zu schade.“

„Ganz gewiß, Peter,“ fiel Frau v. Hollern ein.

„Es liegt nun einmal in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen, daß die Staatsberufe die höchste Achtung genießen. Bedenke ferner auch, wieviel leichter es dir werden wird, als Regierungsassessor eine Partie zu machen, wie als kleiner Journalist. Ein Mädchen aus ersten Kreisen kann auf einen Gatten Anspruch erheben, der in sicherer Staatsstellung ist und eine Rolle spielt.“

„Vielleicht wünscht Peter aber gerade keine Frau aus ersten Kreisen,“ fiel Grete ein. „Du weißt ja nicht, Mama, ob seine literarischen Neigungen nicht auch in dieser Hinsicht recht eigenartige sind!“

Peter branste auf; offenbar zielte Gretens Bemerkung auf das junge Mädchen, das sie im Theater an seiner Seite gesehen hatte.

„Von Dingen, die man nicht versteht, spricht man besser nicht, liebe Grete. Ich kann dir nur versichern, daß jede Arbeit, jede Hantierung —“

„Gebt Frieden, Kinder,“ fiel der Oberst ein. „Zu was sollen solche spitzigen Redensarten dienen? Bleiben wir sachlich! Da aber einmal die Heiratsfrage berührt worden ist, so will ich allerdings auch hierzu etwas sagen. Mama hat recht, Peter, wenn sie dich auch auf diese Konsequenz hinweist. Wir unter uns haben nichts zu verschleiern und zu beschönigen, und es kann glattweg herausgesagt werden: wir sind arm und erfreuen uns nur der notwendigsten Glücksgüter. Wenn du also einmal heiratest, muß es schon wohlhabend sein; Hugo und Frau werden dich ins Schlepptau nehmen und in Gesellschaften bekannt machen.“

„Natürlich, mit Vergnügen — das heißt wenn Sie wollen, Peter!“

„Ja, apropos dieser Bemerkung — weshalb denn wieder das Sie? Ihr habt euch doch geduzt? Peter — Hugo — was?“

„Peter sprach mich neulich so an — da konnte ich doch nicht gut anders —“

„Und ich glaubte — na also — Jedenfalls seid ihr beide sehr — freundlich, du und Grete; ob ich aber davon Gebrauch machen werde, ist fraglich. Denn mein Sinn steht jetzt gar nicht nach rauschenden Festen, sondern nach stiller Häuslichkeit.“

„Du bist aber zu jung, um dich in deinen vier Wänden einzuspinnen,“ sagte Onkel Valerius. „Wer, wie ich, das Leben hinter sich hat, darf das allenfalls, aber nicht ein Jüngling im Ausgang der Zwanziger.“

„Es ist ja auch gar nicht sein Ernst, glaubt doch das nicht! Peter beliebt heute den stillen Literaten zu spielen, weil er eine solche Rolle wahrscheinlich im Theater gesehen hat. Er denkt, das macht interessant.“

„Liebe Grete, jeder beurteilt den anderen aus seinem Gesichtswinkel; auf Komödiantentum wird nur der verfallen, dem selbst Komödiepielen nicht sehr fern liegt. Du allerdings — mein Kompliment — warst immer Meisterin darin und gefällst dir heute in der Rolle des Unfriedensstifters.“

„Ich wüßte nicht wie. Ich spreche nur die einfache Wahrheit, freilich ohne Beschönigung und Verzierung. Du redest von stiller Zurückgezogenheit — wie stimmt das zu deinen Theaterbesuchen? Das ist dein Geschäft, wirst du sagen. Nun gut! Und die Bälle — Künsterball, Rattenball, Metropollball, und wie sie sonst alle heißen —, von denen man in der Zeitung liest, die gehören wohl auch in den stillen Frieden des Hauses?“

„Du scheinst ja trefflich zu spionieren —“

„Kaum! Das lassen wir einer gewissen Presse — aber ich kann es nicht vermeiden zu hören, was mir hier und da erzählt wird.“

„Ich möchte wohl wissen, wer dir etwas von mir erzählen wird!“

„Du scheinst zu vergessen, daß wir in Berlin zahlreiche Bekannte haben; freilich jetzt nur noch meine Bekannte, denn dich werden sie wohl schneiden.“

„Das könnten höchstens dumme, junge Leutnants sein — auf die verzichte ich gern.“

„Du verzichtest ja auf vieles gern; hättest du nur auf Berlin verzichtet!“

„Geniere ich dich?“

„Du und dein Anhang. Es gehört nicht zu den Annehmlichkeiten, von deinen Damen unter das Opernglas genommen zu werden.“

„Meine liebe Grete! Das junge Mädchen, auf das du nun schon zum zweitenmal anspielst, ist das bescheidenste Wesen, das sich denken läßt; ich bitte dich, lassen wir sie aus dem Spiel.“

„Ganz meine Ansicht. Zweideutige Personen sollten hier nicht einmal Erwähnung finden.“

„Von Zweideutigkeit laun keine Rede sein, hörst du wohl? Ebenjomenig dort, wie etwa dir selbst gegenüber, meine Liebe.“

„Aber Peter, du wirst doch Grete nicht mit — mit ich weiß nicht wem — vergleichen wollen?“

„Ich vergleiche nicht, Mama, ich verteidige nur.“

„Ja! Er verteidigt mit Tintenfaß und Schere —“

„Die Ehre eines armen Kindes —“

„Eines Tugendpflänzchens — Berlin N., nicht wahr?“

„Eines anständigen Mädchens — und das ist mehr, als viele aus unseren Kreisen von sich behaupten dürfen.“

„Bravo! Peter macht hübsche Fortschritte, nicht wahr, Mama? Nächstens wird er uns allen beweisen, daß wir verkommenes Aristokratenpaß sind, und daß das einzige Heil in der Plebs zu suchen ist.“

Peter stand auf; sein Zorn war verraucht, es überkam ihn etwas wie Müdigkeit und Abspannung.

„Du hast, ohne es zu wissen, das richtige Wort getroffen, Grete,“ sagte er. „Ja, ich habe Fortschritte gemacht. Sie bestehen darin, daß ich Vorurteile abgelegt und mir einen weiteren Horizont geschaffen habe, als ihr alle ihn besitzt. Und der letzte und jüngste Fortschritt ist der, daß ich erkenne, wie tief der Abgrund zwischen eurer Welt und meiner Welt klafft — unüberbrückbar! Und deshalb steht mein Entschluß fest: Schönen Dank für eure gutgemeinten Vorschläge — ich gehe nicht darauf ein. Ich will mein Leben nach meiner Einsicht bestimmen, und nicht nach einer Schablone.“

„Das ist Unsinn, mein Sohn! Du wirst den Weg gehen, den wir sorgsam ausgewählt haben.“

„Ich werde euren Weg nicht gehen, Papa! — Und da jede weitere Auseinandersetzung überflüssig ist, so will ich euch durch meine Anwesenheit nicht länger lästig fallen —“

„Peter — mein Kind —“

„Ja — Mama! Das ist nun einmal mein Entschluß, und dabei bleibe ich.“ —

Er ging. Stella folgte ihm auf den Korridor.

„Adieu, Schwarze, behalt' mich lieb!“

„Wenn ich mit dir gehen könnte, Peter.“

„Das geht aber nicht. Ein Mädchel gehört ins Elternhaus.“

„Grüße sie von mir.“

„Wen?“

„Die du lieb hast, Peter!“

Er nahm sie am Kopf und sah ihr in die blauen, tränenstimmernden Augen. „Du Gute!“ —

Die Feldstraße in Tegel verdiente ihren Namen wirklich, denn sie war nur auf der einen Seite bebaut, während auf der anderen weite Äcker bis an die Forst hinaufstießen. Es war eine Sackstraße, die nur höchst selten von einem Fuhrwerk, dem Milchwagen aus Schulzendorf oder dem gelben Postwagen, besucht wurde.



Etwa zwanzig Häuser bildeten diesen ein wenig abseits gelegenen Straßenzug, alle gleichförmig Parterre und erster Stock, mit einem Vorgärtchen, Hintergarten, rotem Ziegeldach und grüngestrichenen, nach außen zu öffnenden Fensterladen, ein hübsches Bild, wenn man in Sommertagen auf der Kremmer Chaussee einherschritt, und, in die Feldstraße einbiegend, mit einem Schlag die sauberen Häuschen und Gärtchen gewahr wurde.

Einige kleine Beamten, die von ihrer Pension ein behagliches Rentnerleben führten, hatten diese Villen erbaut und bewohnten das Stockwerk zu ebener Erde; die erste Etage wurde vermietet, zu meist an Leute, die der Ruhe und guter Luft bedurften und nur selten in Berlin ihren Geschäften nachgingen.

Ruhe und gute Luft, das fand man hier wirklich. Im Westen sah man den blanken Spiegel des Tegeler Sees, auf dem im Sommer kleine Dampfer kreuzten, der Nord brachte den Fichtendienst aus den großen Havelwäldungen, die sich meilenweit erstrecken, und der Ost legte über Gersten- und Roggenfelder, untermischt mit Kartoffeln, Lupinen und Hafer. Nur der Weizen kam hier nicht recht fort.

Im letzten Hause nach der Forst zu, das dem Lokomotivführer a. D. Hermann Bremer gehörte (einem alten und auf Gartenbau verfahrenen Junggesellen), hatte Peter sein Heim aufgeschlagen; zwar war es nur klein — zwei Stuben und Küche — und sehr bescheiden möbliert, aber das Ganze trug doch den Stempel der Nettigkeit und Gemüthlichkeit, und Herr Bremer, der es sich nicht nehmen ließ, eigenhändig die Gardinenhaken einzuschlagen, sagte bewundernd: „Ein Schmuckkästchen, Herr Hollern; nächstes Jahr müssen Sie auch Ihren Garten ein-

richten. Ihre liebe Frau wird sich freuen, wenn der Löwenmaul kommt. Und die Hyazinthen! Die werden aber schon im Herbst gelegt. Verstehen Sie?!“

Am 1. Juli waren sie hier eingezogen, begleitet von den kritischen Glossen der bereits Angesehnen, die jeden Stuhl, jeden Tisch auf seinen Wert taxierten und damit den Gesprächsstoff für vierzehn Tage gewannen.

„Lassen Sie die Leute schwachen,“ jagte Herr Bremer gutmütig, „es ist ja ihr einziges Vergnügen.“



„Gott geleite euch!“ Nach einem Gemälde von A. Falbi. Rhed. Pazar.

Sehen Sie, Herr Hollern, wer nicht weit herumgekommen ist, der hängt am Kleinen. Wir beide haben die Welt gesehen und wundern uns über nichts mehr. Und wenn einer ankommt, der bei ‚Ja‘ den Kopf schüttelt und bei ‚Nein‘ nickt — solche hab‘ ich in Konstantinopel gesehen — dann jagen wir beide: ‚Der ist nun mal so.‘ Aber die Leute hier sind kaum bis Berlin gewesen, und das Tempelhofer Feld, das ist für sie schon fast wie Südafrika. Darum läßt man die Leute reden.“

„Wie sind Sie denn nach der Türkei gelangt, Herr Bremer?“

„Dienstlich, als der Orient-Express eingerichtet wurde. Na — wenn Sie oben mit der Einrichtung fertig sind, dann können wir uns in den Vorgarten setzen und zusehn, wie sie's Getreide binden. Und dann erzähl' ich Ihnen beim Tobak. Nach'm Abendbrot, verstehn Sie.“ —

So begann denn ein Land- und Familienidyll. Vormittags war Peter in seiner Redaktion, nachmittags arbeitete er an seinem neuen Drama, und des Abends machte er entweder mit seinem Hauswirt botanische Studien, oder er hummelte Hand in Hand mit Meta quer über die Felder und zum See hinunter. Da die meisten Theater geschlossen

waren, hatte er des Abends in der Metropole nichts zu tun.

Meta ging in ihrer neuen Häuslichkeit auf. Daß ihre stillen Hoffnungen und Wünsche zu so herrlicher Erfüllung emporblühen könnten, hatte sie nie geahnt. Wo sie bisher auch immer gewesen, stets war ihr die Rolle schweigenden Gehorsams zugefallen, stets hatte sie sich dem Urtheil und der Willkür anderer Menschen unterordnen müssen. Jetzt war sie plötzlich Herrin geworden; zwar nur in einem ganz kleinen Kreise, aber doch Gebieterin. Die Leute nannten sie „Frau Doktern“, der Hauswirt und der Bäcker, bei dem sie kaufte, zogen höflich die Mütze, wenn sie ihr begegneten, und während ihr früher niemand auch nur fünf Pfennig gelichen hätte, erklärte jetzt die Eier- und Butterfrau (als Meta zufällig kein kleines Geld hatte), die drei Mark eilten ja nicht; bei solchen seinen Leuten sei sie sicher, immer das Ihrige zu erhalten.

Stundenlang konnte Meta vormittags, wenn Peter nicht da war, durch die Küche und Stuben gehen und jeden Gegenstand bewundern, den Peter — freilich auf Abzahlung — angeschafft hatte: das grüne Plüschsofa, den Schreibtisch mit Aufsatz, den gemaserten Nußbaumschrank, den Küchenrahmen mit dem blankgeputzten Messingzeug, das imitierte Delfter Porzellan. Am meisten imponierten ihr die Bilder: der alte Goethe im Lehnstuhl, der so ernst und feierlich über das königliche Handschreiben in der Rechten hinaus in die Welt blickt — Die 15. Grenadiere bei le Mans, im Hintergrunde das brennende Gehöft la Tuilerie, vorn die Sturmkolonnen mit gefälltem Bajonett (große Photographie nach dem Original im Insterburger Kasino) — endlich die beiden Aquarelle, Reproduktionen nach Hildebrandt: Rom mit der Engelsburg und Blick auf Neapel vom Pofilipp. Namentlich das letztere Bild hatte es ihr angetan, und Peter mußte davon erzählen.

„Das Meer ganz blau und oben auf dem Berg

eine feurige Wolke, Meta! Und wenn der Besuj donnert, dann laufen sie alle in die Kirchen und Kapellen und beten ihren Rosenkranz. So steht es wenigstens in Büchern, ob es aber wirklich so ist, kann ich dir nicht bestätigen: denn ich bin nicht da gewesen und werde voraussichtlich auch nie hinkommen. Aber nach einem anderen Ort werden wir hinkommen, du und ich. Nach Kopenhagen! Die acht Tage Urlaub, die ich Ende Juli habe, können wir nicht besser nützen, und die hundertfünfzig, die noch im Kasten liegen —“

Meta jubelte; aber dann kamen ihr Bedenken.

„Die Möbel sind noch nicht abbezahlt, Peter.“

„Das eilt doch nicht so, Kind. Wenn der Kerl monatlich seine fünfundzwanzig M'chen erhält, ist er zufrieden.“

„Und reichen hundertfünfzig?“

„Für eine Woche — ja. Wir müssen doch eine Art von Hochzeitsreise machen. Zwar etwas post festum — aber das schadet nichts.“

Meta gab sich zufrieden. Er hatte ja bisher alles geleitet und durchgeführt, er mußte auch jetzt wissen, was angängig war. So stellte sie sich schnell die Reijegarderobe aus einem bescheidenen Jackett und Kleidchen zusammen, und eines schönen Tages lagen die Türme der dänischen Hauptstadt vor ihnen.

Auf dem „Gylfe“, dem schlanken Dampfer, der die Wellen des Sundes durchschneidet, befand sich ein junges Ehepaar, das seine wirkliche Hochzeitsreise durch die norwegischen Fjorde und Schweden mit dem Besuche Kopenhagens zu beenden gedachte. Als Peter in Malms an Bord kam, war ihm die elegante Erscheinung der jungen Frau sofort aufgefallen, welche in einem rohseidenen Staubmantel — die zierliche Reijetasche an sportmäßigen Riemen über die Schulter gehängt und das goldblonde Kraushaar unter einer Matrosenmütze in wirrem Gelock ausgesteckt — am Heck des Dampfers lehnte. (Fortsetzung folgt.)

## Geschichte.

Als Jüngens haben wir oft gehört  
 Von den Taten der deutschen Waffen,  
 Und wie sie bei Weißenburg und bei Wörth  
 So wackre Arbeit geschaffen.  
 Wir lasen die Bücher aus großer Zeit  
 Und die flammenden Erzgedichte —  
 Doch das Werk der eisernen Wirklichkeit  
 Lag im Dämmergrau der Vergangenheit  
 Und blieb uns nur immer Geschichte.

Jetzt erleben wir selber den großen Tag  
 Und des Kriegssturms Wetter und Toben  
 Und haben zur Wehr und zu wuchtigem Schlag  
 Die guten Waffen erhoben.  
 Und umringt uns der Feind auch in grimmer Wut,  
 Wir kämpfen uns durch zum Lichte,  
 Wir besiegeln stolz und mit fröhlichem Mut  
 Das Werk unsrer Väter durch unser Blut:  
 Jetzt schreiben wir selber Geschichte.

Hans Ludw. Linkenbach.



„À Berlin, à Berlin!“ Nach einer Zeichnung von Gustav Doré.

## „À Berlin, à Berlin!“

Von Walter Schulte vom Brühl.

In der ganzen gallischen Rasse steckt etwas von dem Maulheldentum und der Aufschneidungssucht der Gascogner. Kaum hatten die Franzosen im Jahre 1870 den Krieg erklärt, so feierte diese Eigenschaft ihre wildesten Orgien. „À Berlin!“ schrie alles. Dieser „Spaziergang“ wurde mit dem Vordringen nach dem preussischen Grenzort Saarbrücken eingeleitet und fand dort nach den ersten Schritten sein klägliches Ende, wie der neueste Gang nach Berlin, der wieder mit diesem alten prahlerischen Feldgeschrei eröffnet wurde, bereits in Mülhausen in die Brüche ging.

Wie sicher die Franzosen Anno 70 waren, die preussische Hauptstadt einzunehmen, davon spricht ein Karton des weltberühmten französischen Malers Gustav Doré, einer der phantasiegewaltigsten Künstler, die je gelebt haben, und der auch bei uns durch seine Illustrationen zur Bibel, zum Don Quijote, zu Dantes Hölle usw. allbekannt und geschätzt ist, seine lebendige Sprache. Ein glühender französischer Patriot — aus Straßburg — sah er in künstlerischer Inspiration die Franzosen auf dem Marsche nach der feindlichen Hauptstadt, sah sie über den Rhein

ziehen, dort bei Caub, etwas oberhalb der Stelle, an der das Blüchersche Heer in der Neujahrnacht 1814 den Strom überschritt, um das Wort des Marschall Vorwärts wahr zu machen: „Napoleon muß runter vom Thron!“ So entstand denn eine an sich außerordentlich eindrucksvolle Zeichnung des Künstlers.

In hellen Scharen dringt das französische Heer heran. In der Ferne sieht man die Burg Pfalzgrafenstein im Rheine liegen, sieht die heute wieder ausgebaut und im Besitz des Großindustriellen Dr. Massenez befindliche Burg Gutenfels über dem Städtchen Caub aufragen und weiter zur Linken eine andere, mächtige Burgruine vor bewölkttem Himmel. Auf drei Brücken überschreiten die französischen Heerführer den Rhein. Ein Teil zieht am Ufer entlang aufwärts. Fahnen flattern, Hornisten blasen, und von dem kriegerischen Lärm erwachen die in deutscher Erde bestatteten französischen Krieger aus den Tagen Napoleons und ältere noch, die der wilden Scharen, die einst dem Befehl des Sonnenkönigs folgten: „Brûlez le Palatinat!“ Verwüftet, verbrennt die Pfalz! Hohläugig, geisterhaft, aber martialisch

im Ansehen und in wirksamster Gruppierung, mit wehenden Fahnen und wiehernden Rossen, so steigt das Heer der toten Krieger aus den Gräbern empor. Die Inschriften auf den Grabessteinen besagen, wo sie gefallen. Neuwied, Uckerath, Rördlingen, Altenkirchen, Gernersheim liest man. Ein heller Lichtstrahl fällt auf diese Geisterhelden, die voll Staunen den „Marsch nach Berlin“ bewundern und von den Truppen mit lautem Zuruf begrüßt werden. Ein Quave im Vordergrund mit geschultertem Chassepot scheint den verwunderten Geistern mit einem „À Berlin!“ Aufklärung über den Marsch zu geben.

Das Blatt ist zweifellos eines der großzügigsten, die Dore geschaffen. Es ist voll von jenem theatralischen Glanz, der der ganzen Klasse eigen. Das Bild

wurde damals in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung in Reproduktionen überall in Frankreich verbreitet und erregte allerorts Jubel und Begeisterung, bis die schnell aufeinanderfolgenden deutschen Siege das Werk des Künstlers gründlich ad absurdum führten, es in ein lächerliches Nichts wandelten. Schleunigst ließ man alsbald die Reproduktionen verschwinden und vernichtete die Druckplatten; die Sieger, die bösen Preussens, sollten sich über die zeichnerische Prahlerei nicht lustig machen. So ist denn der Bilderbogen so schnell wieder verschwunden, wie er aufgetaucht ist. Nur einem glücklichen Zufall verdanke ich es, daß ich vor zwanzig Jahren von einem befreundeten Gelehrten ein Blatt, das er selbst durch einen Glückszufall erlangt, als Geschenk erhielt.

## Auf dem Kriegsschauplatz „vermißt“.

Eine rechtliche Erörterung. Von Dr. Hans Lieske, Leipzig.

Die Verlustlisten, jene erschütternden Sendboten aller Kriegsschauplätze, bringen uns neben der Zahl der Verwundeten und der Toten ununterbrochen eine Namensliste der Kriegsteilnehmer, von denen nach diesem oder jenem Gefechte vorerst jegliche Kunde fehlt. Statt froher oder peinvoller Gewißheit gräbt jenes vergiftende Wort „vermißt“ verzehrende Zweifel in die Seele: Lebt der geliebte Sohn, der Gatte, der Bräutigam, der Bruder oder ereilte ihn schon der ruhmreiche Tod für die Ehre des teuren Vaterlandes?

In der Lösung solcher Frage hat sich in gewisser Hinsicht auch unser Recht beteiligt. Natürlich kann es an Stelle der ersehnten Gewißheit nur widerlegliche Vermutungen geben, sofern es uns nicht sagt, der oder jener lebe oder sei tot. Vielmehr erklärt es uns lediglich, unter welchen Voraussetzungen ein Kampfgenosse als verstorben gilt. Es befehrt uns also: Bleibt eine gewisse Zeit lang jegliche Kunde von einem während des Krieges Vermißten aus, so treten die gleichen Rechtsfolgen ein, als wenn der Vermißte verstorben wäre, er „gilt“ als tot, sein Vermögen fällt an die Erbberechtigten, seine Frau vermag einen neuen Ehebund zu schließen.

Wer als Angehöriger einer bewaffneten Macht an einem Kriege teilgenommen hat, während des Krieges vermißt worden und seitdem verschollen ist, kann für tot erklärt werden, wenn seit dem Friedensschlusse drei Jahre verstrichen sind. So das Gesetz. Hiernach ist's nötig, daß selbst drei Jahre seit Friedensschlusse noch immer keinerlei Nachricht von dem Vermißten zu uns drang. Kriegsverschollene sind also spurlos verschwunden, sie wurden zunächst bei der bewaffneten Macht vermißt und gaben seither weder über eine Gefangenschaft, noch über einen sonstigen Verbleib irgendein Lebenszeichen, kein Auge sah sie mehr, kein Ohr hörte von ihnen. Währte jene Zeit absoluter Ungewißheit seit dem den Krieg beendenden Friedensschlusse drei Jahre, dann darf der verschollene Krieger für tot erklärt werden. Gibt das Schlachtfeld vorerst keinerlei Kunde von einem Mitkämpfer, wird indes aber etwa später festgestellt, daß der fehlende Mann sich als Gefangener beim Feinde befindet, so kann er natürlich von da an nicht mehr kriegsverschollen genannt werden. Möglich ist's indessen auch, daß ein beim Feinde auf dem Kriegsschauplatz befindlicher Kriegs-

gefangener spurlos verschwindet und infolgedessen vermißt wird; auch er kann dann, dauert die Nachrichtslosigkeit drei Jahre nach Friedensschlusse noch an, für tot erklärt werden, ist doch auch er verschollen. Immer aber bleibt notwendiges Erfordernis für die Folgen der Kriegsverschollenheit ein Vermißtwordensein während des Krieges. Nur der Angehörige einer bewaffneten Macht, der während des Krieges vermißt worden und seitdem verschollen ist, kann schon drei Jahre nach Friedensabschlusse tot gesprochen werden. Ein Vermißtwerden „während des Krieges“ aber ist der herrschenden Lehre nach gleichbedeutend mit einem Vermißtwerden auf dem Kriegsschauplatz. „Sonst müßte auch angenommen werden, daß ein deutscher Soldat, der an einem französischen Krieg teilnimmt, vor Friedensschlusse einen Gefangenentransport nach Deutschland begleitet und während des Krieges sodann in Deutschland spurlos verschwindet, als Kriegsverschollener für tot erklärt werden kann.“ Bloße Kriegsteilnahme schafft also nicht das Fundament für Anwendung der Grundsätze über Kriegsverschollenheit — Vermißtwerden und Verschollenbleiben auf dem Kriegsschauplatz sind vielmehr unerläßliche Begleiterscheinungen dafür. Nur auf wen sie zutreffen, auf den findet die erwähnte verkürzte Verschollenheitsfrist Anwendung; für andere kommt bei langer nachrichtloser Abwesenheit nur die Regel in Betracht, die lautet: Die Todeserklärung ist zulässig, wenn seit zehn Jahren von dem Leben des Verschollenen keine Nachricht eingegangen ist. Und nicht allein die eine Tatsache, daß jemand auf dem Kriegsschauplatz vermißt und von da an nimmer aufgefunden wird, genügt, die gewöhnliche zehnjährige Verschollenheitsfrist in eine außergewöhnliche, nur dreijährige zu wandeln. Schloße sich also etwa ein Kriegsschriftsteller als Privatmann dem Heere an, so bedürfte es doch selbst dann einer Dauer von zehn Jahren bis zu der Möglichkeit der Todeserklärung, wenn er seit einem großen Gefechte spurlos verschwunden geblieben wäre. Denn das Gesetz bezieht sich mit seiner Kriegsverschollenheitsregelung ausdrücklich nur auf Angehörige einer bewaffneten Macht. Unser neues Bürgerliches Recht faßt den Begriff allerdings sehr weit, sofern es Angehörigen der bewaffneten Macht auch den zuschreibt, der sich in einem Amts- oder Dienstverhältnis oder zum Zweck freiwilliger Hilfeleistung bei der bewaffneten Macht befindet. ☐



POG

**Der Sohn.**

Nach einem  
Gemälde von  
H. Robert Fein.



Mit Unterstützung der  
Kunststiftung der  
Landesbibliothek Bonn  
in Bonn.



# Deutsche Geisteskultur im Auslande.

Von Dr. Hugo Grothe.

Mit sechs Abbildungen.

Die jeder Zivilisation hohnsprechenden Szenen der Mißhandlungen deutscher Reichsangehöriger, die sich in Belgien, Frankreich und Rußland, in Verbindung mit der jähen Ausweisung, ereigneten, haben den Blick auf das Auslandsdeutschtum gerichtet. Es ist daher angezeigt, auf eine Veranstaltung hinzuweisen, die sich zum Ziele nahm, Leben und Wirken der Deutschen im Auslande, in seinen verschiedenfältigsten Formen, in möglichst vollkommener Weise zu veranschaulichen. Die Sonderausstellung „Deutsche Geisteskultur und Deutschtum im Auslande“ in der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig hat es unternommen, diesen Gedanken zu verwirklichen. Buch, Karte, Bild und Modell — also alle Mittel buchgewerblicher und graphischer Darstellung — sind dazu benutzt worden, zu zeigen, wie im Laufe der Jahrhunderte sich das Deutschtum in den einzelnen Ländern entfaltete und verbreitete, wie seine zivilisatorische und wirtschaftliche Arbeit sich entwickelte. Da eine derartige Veranstaltung zum erstenmal in dieser Form versucht worden ist, so dürfen wir uns die Hauptgesichtspunkte der Veranschaulichung und den hohen Wert, den eine solche Materialsammlung für die Einschätzung des Deutschtums im Auslande gewinnen muß, ein wenig näher betrachten.

Der Forschungsreisende Dr. Hugo Grothe, Leipzig, war es, der die Anregung zu dem verdienstlichen Werke gegeben hat und mit Hilfe zahlreicher Mitarbei-

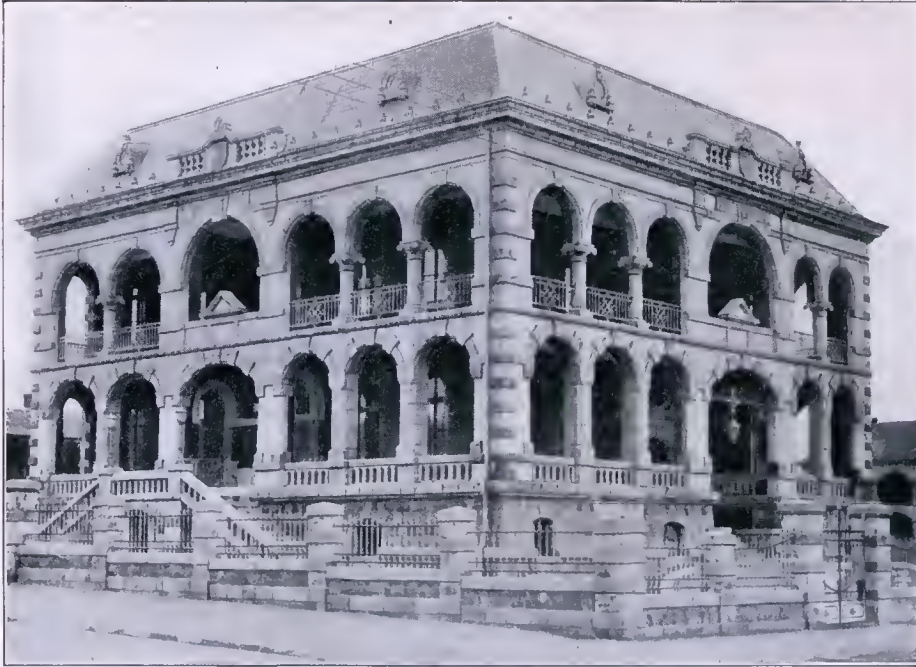
ter im In- und Auslande den Gedanken in die Tat umzusetzen verstand. Noch ist freilich manche Lücke in der Veranschaulichung, die sich durch die Schwierigkeiten erklärt, mit der die verschiedenartigsten Zeugnisse der deutschen Tätigkeit im Auslande von fernher zu beschaffen waren; aber dies tut der Veranstaltung keinen Abbruch. Im Interesse der Idee wäre zu wünschen, daß diese Sonderausstellung in bedeutend erweiterter und vollkommener Form noch einmal in einer Großstadt einen Aufbau erfährt, und daß die mühselig beschafften Bestände den Grundstock für ein zu gründendes Museum für die Kunde des Auslandsdeutschtums abzugeben imstande wären.

Die Stoffanordnung ist nach geographischen Gesichtspunkten durchgeführt. Der Vorraum und die Empfangshalle zeigen zunächst die Verbreitung des Deutschtums in der Welt an der Hand einer erheblichen Anzahl aufgehängter Karten und Diagramme. Wir sehen das mitteleuropäische geschlossene deutsche

Stammes- und Sprachgebiet charakterisiert, die Bewegung der deutschen Auswanderung im Laufe der letzten Jahrzehnte mit ihren Hauptzielen verdeutlicht, wir erkennen an der Hand verschiedener Zeichnungen die Bedeutung der deutschen Missionsarbeit, die Tätigkeit deutscher Hospitalgründungen und ihrer Stationen in Europa und in den Überseegebieten; desgleichen wird uns die Verbreitung deutscher Ban-



Abendmahl in einer siebenbürgisch-sächsischen Dorfkirche. Nach dem Gemälde von J. Schullerus.



Neues Bankgebäude in Tsingtau, der Hauptstadt Kiautschous.

kund, wie sie in Folge der fortschreitenden Arbeit des deutschen Kapitals und des deutschen Handels im Auslande sich entwickeln konnte. Vor die Augen treten uns die Wege deutscher Schiffahrtslinien und die Richtungen der wenigen deutschen Seelabel. Gerade diese allgemeine Abtheilung hat aktuellen Wert. Sie zeigt uns deutlich, wie Deutschland im Begriff ist, eine Weltstellung nach wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht zu erobern und deutsche Sprache, deutsche

Berücksichtigung haben auch die deutschen Vollsinseln in Nord- und Südungarn gefunden. Nicht minder sehen wir, wie die Kulturarbeit des „Verein Südmärk“ neue Stützpunkte für deutsche Gesittung, durch Errichtung von Bauernhöfen, Lesehallen und Bibliotheken, gegenüber den Slowenen schafft, und desgleichen in der Bukowina der „Verein der christlichen Deutschen“ gegenüber den Ruthenen und Polen. Das Deutsche Haus in Czernowiz und die Deutsche Nieder-

Bildung, deutschen Handel nach allen Richtungen der Welt hin auszudehnen — Erfolge, welche die Eifersucht des mächtigen englischen Wettbewerbers erregen mußten und diese veranlaßten, mit Frankreich und Rußland im Bunde die Zerstörung unserer Zukunftshoffnungen zu versuchen.

In der Europa-Abtheilung findet das Deutschthum in England, Holland, Belgien, Spanien, Italien, Rußland und der Balkanhalbinsel eine ziemlich ausführliche Beleuchtung. Besondere

tafel in Bukarest sind im östlichen Europa herrliche Zeugen von der Stärke deutschen Gemeinnsinns, der sich zur Erhaltung deutscher Kulturgüter für Lese- und Vortragsabende, für Theater- und Gesangsaufführungen prächtige Gemeinstätten erbaut hat. Ganz besonders reich hat Siebenbürgen die Sonderausstellung beschickt. Wir sehen, mit welcher Zähigkeit die Siebenbürgen, durch eine kraftvolle evangelische Volkskirche unterstützt, ihre Stammesart inmitten fremder Bevölkerung



Gesellschaftshaus in Tokio.



aufrecht erhalten haben. Modelle und Bilder von alten Kirchenburgen, von Siedelungsplänen bekannter Städte wie einzelner Dorfschaften, Bauernstuben und Proben von Volkstrachten gestatten uns einen äußerst überzeugenden Einblick in die siebenbürgische kulturelle Eigenart. In ähnlicher Weise ist es auch gelungen, das Deutschtum Rußlands zu charakterisieren. Wir sehen Kirchen, Gemeinde- und Schulhäuser, Gehöfte und Ackergeräude der deutschen Wolgakolonien, die in diesem Jahre das hundertfünfzigjährige Jubiläum ihrer Begründung feiern. Aus den Bildern der Ritterburgen und Dombauten der Städte Riga und Reval erstehen vor unserem Auge lebendig die Zeiten, da die deutschen Ritterorden dort ihre kolonialisatorische Tätigkeit entfalteten.

Besonders aktuell ist auch das Material, das auf die Verbreitung und kulturelle Arbeit der Deutschen in Belgien und England hinweist. In Brüssel und Antwerpen hat das Deutschtum in der opferfreudigsten Weise für Bildung und Wohltätigkeit nach deutschem Muster gesorgt. Das deutsche Seemannsheim in Antwerpen ist eine der größten und wichtigsten Anstalten der deutschen Seemannsmission im Auslande. Gleich stattlich sind die Bauten der deutschen Schulen in Brüssel und Antwerpen, an denen der Vandalismus des belgischen Mobs bei Ausbruch des Krieges sich geübt hat. Charakteristisch ist für das Deutschtum in England die ansehnliche Zahl deutscher evangelischer Gotteshäuser, deutscher Klubs, deutscher Seemannsheime und anderer Wohltätigkeitsinstitute, so vor allem der deutschen Arbeiterkolonie Libury Hall für Stellungslose.

Den 25—26 Millionen Deutschen, die in Europa außerhalb des Deutschen Reiches leben, stehen in den übrigen Erdteilen 14 bis 15 Millionen Übersee-Deutsche gegenüber. Auf Amerika allein entfallen reichlich 13 Millionen. Die Sonderausstellung gibt vor allem ein packendes Bild dessen, was die Kulturarbeit des



Pfarrhaus in Katharinenfeld.

Deutschtums in Südamerika vollbracht hat. Wir sehen an der Hand von Ölgemälden, Photographien, Karten und Veröffentlichungen, wie die deutschen Siedelungskolonien inmitten des Urwaldes seit



Deutsche Niederlassungsgemeinde in Tientsin.

dem Jahre 1829 im südlichen Brasilien sich emporgeworben haben. Besondere Beleuchtungen erfahren die Ackerbaukolonien von Blumenau und Joinville mit ihren einzelnen Pflanzungen. Welche Schätzung deutsche Geistesarbeit in Argentinien sich erobert hat, wie dort in Universitäten und Schulen deutsche Arbeitsmethoden Eingang finden, wird in der Südamerika-Abteilung der Ausstellung durch mannigfache Belege vergegenwärtigt. Nicht minder deutlich werden diese Gesichtspunkte für Chile gezeigt, wo der „Deutsche wissenschaftliche Verein“ eine große zweibändige Druckschrift gelegentlich der Zentenarfeier der Republik herausgegeben hat, um den Anteil zu zeigen, den deutsche Geistes- und Wirtschaftsarbeit an dem Gedeihen des Landes genommen hat. Was die Vereinigten Staaten von Nordamerika betrifft, so wird namentlich darauf hingewiesen, welche Schätzung an den Universitäten und Schulen der Unterricht in deutscher Sprache und in der Fachwissenschaft der Germanistik überhaupt genießt.

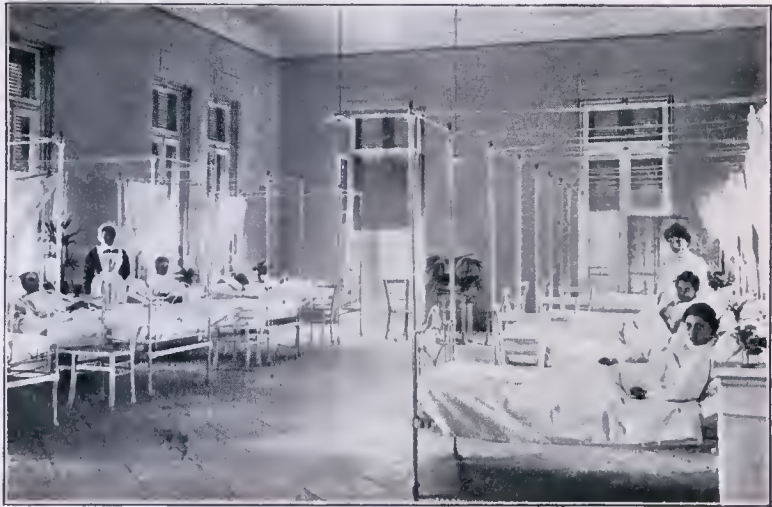
Was Afrika betrifft, so stehen die Länder Ägypten, Marokko und Südafrika im Mittelpunkt der Veranschaulichung. Auch hier sind es vornehmlich Schulen und Hospitäler, die Zeugnis von der hohen Auffassung ablegen, die die deutschen Kolonien von ihrer Kulturmission besitzen.

Eine ins einzelne gehende Würdigung hat durch den Sammeleifer des „Deutschen Vorderasien-Komitees“ die Vorderasien-Abteilung gefunden. Wir sehen hier, wie die vornehmlich mit deutschem Gelde gebaute Bagdadbahn in den von ihr durchzogenen Gebieten zu geistiger und ökonomischer Belebung der Scholle durch hervorragende Bewässerungsbauten und anderes beiträgt, so im 20. Jahrhundert die Kulturmissionen wieder aufnehmend, die in früheren Jahrtausenden die Griechen, Römer und Byzantiner in diesen Landstrichen geleistet haben. Überzeugend von deutschem Fleiß und deutscher Unermülichkeit wirken die Bilder der Siedelungsstätten, die die Entfaltung der 1869 nach Palästina ausgewanderten Templerkennzeichen. Besondere Sorgfalt ist in dieser Abteilung, wie auch in der Südamerika-Gruppe, der Stellung deutscher Forsch-

ungsarbeit in jenen Gebieten zugewandt. So finden wir hier die Früchte der deutschen Forschungstätigkeit an Expeditionsberichten und kartographischen Aufnahmen, die Kleinasien und Mesopotamien betreffen, in guter Auswahl nebeneinander.

Was Ostasien betrifft, so erkennen wir den äußerst wichtigen Fortschritt deutscher Regsamkeit. Wenn man die Bilder der deutschen Niederlassungsgemeinden von Tientsin und Hankau betrachtet, die Modelle der weitangelegten „Deutschen Medizin- und Ingenieurschule in Schanghai“ sowie der „Deutschen Ingenieurschule in Hankau“, die reichhaltigen Lehrbücher und Anschauungsbilder des „Museums der Deutschen Schule für Chinesen zu Tsinanfu“, ferner die stattlichen Gebäude der Niederlassungen der „Deutsch-Asiatischen Bank“ in China und Japan bewundert, so wird man gewahr, wie der Wille zum Handeln Fortschritte macht und die Erkenntnis der Notwendigkeit immer mehr Platz greift. Auch die Mühen der deutschen Pioniere in Japan auf dem Gebiete des Universitätsunterrichts und des Heerwesens werden durch manche Probe in der Ostasienabteilung gegeben; ebenso die Bestrebungen der Japaner, sich die Erzeugnisse deutscher Geisteskultur anzueignen, daß man sie, wie die Werke deutscher Literatur und Wissenschaft, ins Japanische übersetzt.

Wir dürfen behaupten, daß gerade im Hinblick auf den gegenwärtigen Kampf Deutschlands um seine Welt- und Kulturpolitik die geschilderte Sonderausstellung eine nachdrückliche Beachtung verdient, indem sie auf zahlreiche Gesichtspunkte hinweist, die zum Nachdenken und zum Nacheifern anregen. Auf den Schlachtfeldern Europas wird die Frage ausgefochten werden, ob Deutschland seine Kulturmission in der Welt auch weiter ausbauen darf, und wir dürfen hoffen, daß die Entscheidung zu unseren Gunsten fällt. Dann heißt es für uns mit geschickter Befolgung der Lehren, die in den Überseegebieten die Kolonisationsarbeit anderer Länder liefert, die ansehnlichen Anfänge unserer Tätigkeit ausbauen, damit künftig nicht nur der Ruhm deutscher Waffen über die Erde geht, sondern auch die Kunde und Kenntnis deutscher Geistesbildung und Sprache.



KrankenSaal im Deutschen Hospital zu Alexandrien (Ägypten).



☐ Kofakentruppe, von einem feindlichen Automobil beschossen. Nach einer Originalzeichnung von Walter Strykowski. ☐

## Oesterreichisches Kriegstagebuch.

„Die Donaumonarchie, von inneren Wirnissen zerrissen . . .“  
Aus der Kriegserklärung des Herrn Sazonow.

Ich möchte einiges vom Osterreich dieser Tage erzählen. Von einem verwandelten Osterreich, das Sie bis vor einer oder zwei Wochen nicht gekannt haben und das sich übrigens auch unsere privilegierten Raunzer an der Donau nie träumen ließen.

Dem, Hand aufs Herz: dieses alte Habsburgerreich kennen Sie alle ja doch nur von einem Ferienausflug, von ein paar nicht immer ganz gerechten Leitartikeln; und wenn Sie jemand um eine Definition dieses „Osterreich“ ersucht hätte — ach ja, wir wissen es: diese Definition wäre zunächst ein gelindes Achselzucken gewesen. Es war, lange, zu lange, unser Schicksal, vom betriebsameren Bundesbruder an der Spree mit einigen gangbaren Klischees abgetan zu werden. Osterreich, sagten Sie, no ja. Gemütlische Leute. Nirgends gibt es üppigere Zonen des Gefühls, das man an der Donau wie „Gfüll“ anspricht. Netzte Kerle, die nettesten von der Welt. Aber darüber hinaus hapert es ein bißchen. Kein Unternehmungsgeist. Kein richtiges Zusammenhalten, im Schatten des Stephansturmes gibt es nur lauter Individualitäten, Kaffeehauspolitiker, gekränkte Idealisten, gescheite Leute — reizende Menschen, bis oben angestopft mit jeder Sorte von Talent, Wit, Einfällen, Erfindung. Jeder Zweite ein Genie, und die Liebenswürdigkeit haben sie natürlich überhaupt gepachtet.

Aber, setzten Sie nun hinzu, und Ihr Achselzucken wurde bedenklicher: keine richtige Betriebsamkeit, keine Ausdauer. Diese netten, klugen, talentierten Leutchen verzetteln sich ein bißchen, das Raunzen ist ihr Lebens-  
element; verärgert sind sie, verbittert; die Politik (was sie nämlich dort unter Politik verstehen) hat sie völlig

auseinander gebracht. Und nun gefallen sie sich in Resignation, im Trotz, stecken die Hände in die Tasche; stehen im Schmollwinkel der Lebensfreude — er heißt Osterreich!

Wir wissen, von wo Sie diese Art, schnell fertig mit dem Problem Osterreich zu werden, bezogen haben. Von unseren raunzenden Lokalpatrioten, unseren grantigen Volksfängern, die es nicht verwinden können, daß die Bachhändeljahre und die Zeiten der ewigen Fidelity unwiderruflich dahin sind. Diese Lieder, und das oder jenes großende Dichterwort kennen Sie, und das Glend unserer Politik kennen Sie natürlich auch. Unser Nationalitätenhader, unsere Sprachenstreitigkeiten, unsere Kämpfe in den Parlamenten! Verfnchstation des Weltuntergangs hat einer unserer fähigsten Osterreichler dieses Osterreich genannt.

Das war vor noch nicht ganz vier Wochen. Und über Nacht, buchstäblich über Nacht erleben wir das andere Osterreich, von dem die Patrioten träumten, an dem unsere hellsten Köpfe verzweifeln, an das hier niemand glaubte und das nun das größte Wunder im Reigen dieser an Unglaublichkeiten sich überstürzenden Tage ist.

Dieses Wunder zu erleben und des alten Osterreich beglückt inne zu werden, mußte allerdings dieser Krieg kommen. Erst diese schwere Geißel mußte uns verhängt werden, ehe wir den Glauben an uns selbst zurückbekamen. Wir werden ungeheure Opfer bringen müssen, aber, wir fühlen uns versucht, zu sagen: dieses neue, einige, zur gemeinsamen Tat jubelnd, wirklich jubelnd aufgeraffte Osterreich ist mit diesen Opfern nicht zu teuer erkauft.

„Die von inneren Wirnissen zerklüftete Donaumonarchie,“ sagte der Herr in Petersburg. Und wagte es zu sagen in den Tagen, da vom dalmatinischen Sonnenstrand und

den Bauden des Riesengebirges, vom Firnschnee und den ährenstrogenden Fruchtfeldern der mährischen Hanna, aus Böhmen und Polen, Ungarn und Wien, aus den Alpen und Sudeten, Dolomiten und Karpathen Österreichs Männer zur Fahne liefen, deren schwarzgelbes Tuch seine Falten um ein einzig Volk von Brüdern schlug.

Ich bin in diesen für Österreich so ungeheuer schwerwiegenden Tagen kreuz und quer durch das „zerklüftete“ Reich gekommen und möchte es jedem Bruder drüben „im Reich“, jedem, der jetzt noch zweifeln und „na na“ sagen wollte, ins Herz hämmern: Ihr habt Österreich nicht gekannt. Um es zu kennen, darf man es nicht bloß im Kaffeehaus, bei seiner Leibeizung, am Stammtisch, in einem alldentschen Turnerverein oder bei einer Versammlung böhmischer Sokols oder bei einer Studentenrauferei auf dem Prager Wenzelsplatz gesehen haben. Man mußte dieses mobilisierende Österreich erleben. Man muß dabei gewesen sein, wie wir in diesen Krieg — nicht gerufen wurden, nein, gelassen sind!

In Zürich auf dem Bahnhof. Vor ein paar Stunden hat der österreichische Konsul den Mobilisierungsbefehl angeschlagen. Wir kamen aus Bern. Dort gab's Ausstellung, Bundeschießen, Wettfingen, Stierschan, Umzug mit alten Zunftfahnen, allerhand Theater, gut genug für die Ereignislosigkeit der Friedenszeiten. Aber niemand mochte sich mehr so recht um den Klimbin bekümmern, man las in den Zeitungen, diesen friedlichen Schweizerblättern, über deren erste Seite in trommelnden und fansarenblasenden Frakturbuchstaben das eine Wort Krieg gedruckt war. Abends saß ich mit Berner Herren oben am biergesegneten Schänzli. Sie ließen ein paar Österreicher leben, immer wieder leben; und diese jungen, rotwangigen, netten Burschen (jeder hatte schon seinen Einberufungsschein am Hut) hatten ganz vergessen, daß sie noch am Vormittag brave Kontoristen und Buchhändlerjünglinge waren, waren stolz und unbändig glücklich, stießen an, lachten, rückten sich den Hut auf gut lerchenfelderisch aus der Stirn und sangen unter den nachtschattigen Berner Bäumen ihre österreichischen Lieder vom guten Kameraden, vom Morgenrot, und dann aber sangen sie, indes ihre hellen österreichischen Augen dunkler und wie verschleiert von Nührung wurden, das „Gott erhalte...“

Dann, in Zürich, traf ich sie wieder, zusammen mit anderen Österreichern; der ganze Bahnhof redete wienerisch wie die eingeborenen Hernalser, und in der aufgeschnehten, großen, lebendigen Stadt wogte und rauschte ein einziges Wort auf und nieder. Dieses Wort — wie hoch schlug unser Herz — dieses Wort hieß: Österreich. Österreich hatte den Krieg erklärt.

Man sitzt im Zug, siebert ein bißchen der Abfahrt entgegen, trifft drüben in der dritten Klasse braunne Jungen aus Vorarlberg, einen Tiroler, den man von einem Andreas-Hofer-Holzschnitt her zu kennen glaubt. Einer ist da, trägt Steirerjoppe und Spielhahnsfeder, ist aus der Gegend um Graz und bildet sich was ein auf sein Züricherdütsch. Zwölf Jahre „orbetet“ der Mensch in der fremden Stadt, redet ihre Sprache, denkt ihre Gedanken, küßt ihre Mädeln; aber am Sonntag holt er die Steirerjoppe mit den grünen Börteln aus dem Kasten und schaut ein wenig unsicher drein, weil ihn die Buben aus Bregeuz und Feldkirch, und der Tiroler, und ein aber schon ansbündig „harber“ Wiener Edelknabe wegen seiner holzgehackten Aussprache foppen. Aber der Steirer hat sie alle miteinander „für einen Narren gehalten“. Wie wir aus Buchs fahren, vergißt er gleich sein Züricher-

risch und fährt seinen Widersachern so stoasteirisch über den Schnabel, daß sie alle jubeln, sich um den Hals fallen, der Welt und insbesondere „dem Russen“ einen Hagen auszureißen schwören, und singend, umarmt, rot und glücklich, wie zum Tanz, ins Österreichische hinüberfahren.

Der steinernste Schweizer Schaffner wird von einem lichtblauen, vergnügten, strohhaarigen Österreicher abgelöst. „Servus, meine Herren,“ sagt er, wie er zu unseren Reservisten und Landstürmlern ins Kupee kommt. Und der Schrei des Jubels, mit dem ihm die antworten, jodelt nur so über das Räderrollen und Donnern des Schnellzuges. In der Station am Arlberg steigen Bergführer, verwitterte Almbrüder, Wirtskleute, Holzknecchte ein — alle sind sie einberufen, haben eine schöne „Musi“ mitgebracht und lassen den Rabeky-Marsch spielen, der sich wie ein Umweg zu einem Walzer anhört. Vorn im Schlaf- und Speisewagen stecken die Leute den Kopf aus den Fenstern, horchen, lächeln und sagen: die Österreicher!

„Sie gehen in ihren Krieg,“ sagen sie. Und sie sagen es, wie man sagt: auf den Tanzboden gehen sie.

Allerdings, wie unser Zug nun weiterfährt, stehen am Gleis, was man im Radau des Einsteigens überseh, Weiber und Kinder, die zurückbleiben. Alte, die der Kaiser nicht brauchen kann zum Kriegsführen. „Es seids ja grad guat zum Kreneiben,“ schreit ihnen hutwinkelnd ein stämmiger Riese, der aber selber schon graue Haare hat, nach. Und Halbwichsige, Krüppel, soust nur noch Frauen und Kinder bleiben zurück, mit nassen Augen und winkenden Händen, aber die nassen Augen wischen sie bald trocken und die Hände müssen sie rühren, fleißig. Oben im Gebirg ist der Halm fast noch grün, unten am Junn liegt die Ernte in Schobern auf dem Feld, und wo in diesen Tagen und Wochen der Zug fährt, sieht man Frauen, Kinder und Alte, wie sie das Brot für den Winter in die Scheuer bringen.

Dabei bleibt nicht eben viel Zeit zum Weinen, und ich denke an den Abschied, den eine Kleinbänerin aus Imst in Tirol von ihrem eingrückten Reservisten nahm. Legte ihre guten, runden, starken Arme fast behutsam um den Mann, der schon die blane Infanteristenfappe überm gelben Strohschopf hatte, tätschelte ihm verschämt die bärtige Wange, und er, im Einsteigen, sagte nichts als: „Orbet host grod guua, Algeri!“

Und sie, still, mit den blauesten Augen, die voll Trost und Zuversicht und einem fast fröhlichen Mut waren: „Dos werd'n mer scho moch'n.“

Das werden wir schon machen! So zogen die Österreicher in den Krieg.

Die Tiroler Berge schau'n zum Fenster herein, verblassen, andere wachsen heran. Die Türme von Junsbruck glänzen im Abendsonnenschein. Nacht kommt, tausend Sterne stehen über zerrissenen Schrotten, und jedesmal, wenn unser Zug hält, ist eine neue „Musi“ da, und Reservisten sind da, eine Fahne, Buben reißen sich aus Mutterarmen, Väter steigen ein mit ihren Söhnen, ein uralter Bauer hat seine acht Bengel selber zur Bahn gebracht, und nun fallen sie ihm zum Abschied um den Hals wie ein Wurf junger Bären. Alle acht rücken sie ein, und wie sie winkend, schreiend, jodelnd fahren, steht der Alte mit den leeren Händen, wirft seinen Hut in die Luft und röhrt ihnen nach: „Griäßts mer in Kaiser z'Wearn!“

Die acht Buben aber singen, und alle Österreicher im Zuge fallen ein, mit einer Brust, in der Trost und Freude zum zerpringen pochen:

„Stork san mer wia dö Bärn, frisch wia dö Hofelnußkern, G'fund wia der Hirsch in Wold, dem's Grofen g'folkt!“

In Niederösterreich. Der Zug hält in jeder kleinsten Station, er hat jetzt schon Vor- und Nachtrain, und alles ist überfüllt. Aber das verdirbt keinem den „Gamur“; tirolerisch, salzburgisch, oberösterreichisch jodeln sie durcheinander, und in Linz sind gar „Böhm“ eingestiegen. In Umstetten waren sie schon verbrüderet, die aus Pilsen und Budweis schrien „Hoch“ und „Heil“, die Wiener lachten „Mauzda“ und „Kazdar“, und wer da jetzt eingewendet hätte, daß die Herrschaften noch vor zwei Wochen sich eher die Zunge abgebissen und die Köpfe eingeschlagen als verbrüderet „nach Bean eini“ gefahren wären — ich glaube, den Mann hätte man mit dem Schädel vorans aus dem Zug geworfen.

„Behm, narri-scher, jehtern haßt's z'sammhalten,“ ruft ein lachender, linge-rischer Bub den ver-dühten Powidluann aus Budweis an. Und der fährt sich nachdenklich durch den weizengelben Schopf, grinst über das ganze Gesicht, fällt dem Oberöster-reicher um den Hals, und so, umarmt, fahren sie der Kaiser-stadt entgegen, durch den linden, grünen Buchenwald von Wien; und wie nun unten im Morgen-nebel, vom ersten Fröhlschein begläntzt, das Schloß Schön-brunn liegt, schwillt es wie ein tosender Schrei der erwachenden Stadt entgegen: „Gott erhalte...“



Kriegsgottesdienst in Berlin anlässlich des 84. Geburtstages Kaiser Franz Josephs. Viele Tausende von österreichisch-ungarischen Landeskindern, die in Berlin anlässlich sind, wohnen dem Gottesdienst bei. Unser Bild zeigt den Massenandrang vor dem Portal der Gedwigskirche.

Wien selbst. Wer hat dieses Wien gekannt, der es nicht in den Tagen der Kriegsrüstung sah! Hier war doch, solange wir denken können, die Hauptstadt der Gemütlichkeit. Das Leben ein Tanz. Der Tag eine Landpartie, die Nacht ein Walzer von Strauß. Aber der solche immer und immer wieder boshast und bekümmert raunte, hat uns nicht gekannt, und wäre er auch ganz geworden im Schatten unserer Ringstraßen- und Praterbäume. Man hat ihr viel abzubitten, dieser Stadt, die so viele liebten und so wenige nur ernst nehmen mochten. Man bittet ihr nun jeden zwinkernden Gassenhauerrefrain ab, jeden Walzerkehrreim, jedes stichelnde Gstanzel, mit dem wir uns aller Welt als das Wien des Weines, der schönen Mädchen und harben Piaker, der nicht umzubringenden Fidelität und des unverwüßlichen Festschins empfahlen. Wir sind doch noch anders. Als wir Walzer tanzten, glühten unsere Köpfe.

Und nun, da sie den Radeky-Marsch spielen, die Wacht am Rhein singen, sogar das „Kde domov muj“ nicht vergessen, brennen unsere Herzen. Unsere Lebenslust ist ja etwas lang zum Heurigen und in den Prater gelaufen. Nun aber geht sie, wo die alten Fahnen wehen und die Trommeln gerührt werden. Der Rausch kleiner Freuden und heiterer Müßigkeiten ist jäh ernüchert von der großen Stunde. Gefahr und Tod rühren ihre verhängten Trommeln, aber die wienerische Lebenslust gibt deswegen noch lange nicht klein bei, denn jetzt erst, nun erst ist es wirklich „eine Lust zu leben“.

Das andere Wien! Keiner mag jetzt im Kaffeehaus sitzen, keiner sich hinter seine Zeitung verschanzten. Auf die Straße treibt es jeden, jeder will Arbeit, mittun, mithelfen. Beim Roten Kreuz, in den verschiedenen Kriegshilfs- und Fürsorgebureaus stellen sich die freiwilligen Mithelfer an wie einstmals, in den seligen Bachhändlerjahren, vorm Eingang ins Burgtheater. Vom Pfadfinder bis zum grauen Alten weiß jeder schon genau, was er zu tun und wie er mitzuschaffen hat. Wir alle haben nun auf einmal Hände zum Helfen, denn bisher machten wir höchstens eine Faust und steckten sie in die Tasche.

Wirklich, sie alle, die nun ein bißchen über die Achsel anzusehen liebten, sollten kommen und sehen, was die Not

der Zeiten aus den „alleweil lustigen“ Phäaken vom Donaustrand gemacht hat!

Übrigens: das Lachen und Fröhlichsein, den „Gamur“ und die Fidelität haben wir selbst jetzt nicht ganz verlernt. Unsere Gemütlichkeit hat nur endlich den härteren Zug bekommen, den man ihr schon längst gewünscht. Aber sonst glauben wir nicht schlechter unsere Arbeit zu tun, weil wir bei dieser Arbeit doch noch ein Lied auf den Lippen und einen Jodler in der Brust haben.

Daraufhin muß man sich unsere Deutschmeister ansehen. Das ist das Wiener Hansregiment, „unsere Edelknaben“, sagen wir. Sind die Wiener „vom Grund“. In der blauen Montur marschieren unsere Jugend, die Augen von Wien blitzen da, und das Wesen dieser Stadt, in den „Edelknaben“ erbt es sich unzerstört fort. Den

„Blendigen“ Zeitpunkt, über den die Väter ihre erbitterten und entrüsteten Betrachtungen anstellen, kennt der Sohn nicht. Gar nicht. Er kann das, was die Älteren konnten und in langen Jahren eines saner gewordenen Friedens vergessen haben, nämlich auf den Tisch hauen, „aufdrahn“, und „der Welt einen Herrn zeigen“. Was für ein Segen Jugend ist, dafür gibt es in Wien der gottlob jetzt ja wohl verfloffenen, kleinmütigen Zeiten keinen ersrenlicheren Lehrmeister als den Burschen in der blauen Bluse, der seine drei Jahre beim Hansregiment abbiente und unserer gran gewordenen Bedachtsamkeit nichts als den Fuchschrei entgegenzusetzen hatte: Was kostet die Welt!

Wenn man sie jetzt zum Stab ihres Tambours über unsere Ringstraße marschieren sieht, mit vollem Schopf, blauen Augen, starken Schultern, die Kappe so ein bißchen schieberisch aus der Stirn geschoben, geht jedem das Herz auf. „Die Deutschnmeister, die Deutschnmeister sind da“ ist ihr Marsch, einer aus dem Herzen in die Füße. Und wie sie so rennen, Hand am Gewehrriemen, rot vor Lebensfreude, und jedes Mädels andrängen mit den blauen Augen, fällt mir die Tiroler Bäuerin ein, die zu ihrem abschiednehmenden Referat sagte: „Wir werden das schon machen . . .“

Nachts, in einem Kasernenhof. Fertigt zum Abmarsch sind die Leute, ein Kommando setzt über die tausend scharf nach links geworfenen Köpfe hin, stramm stehen sie, die Gewehre rasseln auf den Boden und dort fährt der im Laternenschein flimmernde Knopf des Tambourstocks in die Höhe. Der hölzerne Schlegel faßt auf's Kalbsfell, die gelben Zeller der Tschinellen schmettern zusammen, die Pauke kracht, und die Hörner blasen einen reinen Dreiklang, langausgehalten, in die stille Sommernacht. Hoch und feierlich zieht die Melodie heran, von Fanfaren umloht, die Trommel pocht, das Bombardon legt sich mächtig ins Zeug, und die tausend Herzen unserer Jungen, die Gewehr bei Fuß warten, brennen.

Plötzlich sieht man über den Reihen der nach links geworfenen, wie aus Stein geschlagenen Köpfe die Fahne. Einen Kranz von grünem Laub haben sie um ihren Schaft gewunden, Bänder wehen, und im schwarzen und gelben Feld breitet der Adler seine heraldisch starken Schwingen aus. Die Musik schweigt, der Kommandant hat zu sprechen begonnen; er sagt die wenigen, einfachen Soldatenworte, in denen keine Nührung des Abschieds zittert, die nur ein einziges, flammendes, mannhaftes, herzliches „Los“ sind. Und in einem tosenden Umlaut von Freude, wildem Jubel, Entschlossenheit und Begeisterung fallen seine tausend Jungen ein, wie der Kommandant nun vom alten Kaiser in Schönbrunn spricht, dem Greis, der an der Schwelle eines Menschenlebens seine Kinder ins Feld ruft, in dem „der Mann noch was wert“ ist.

Dann wieder die Musik. Diese größte Herzenverführerin macht jeden Abschied leicht, zum Fest macht sie ihn. Nun ist's ein Reitermarsch, den sie spielen. Einer von den alten österreichischen Heldenmärschen. Vor Wochen noch wurde einem weh ums Herz, wenn man sie hörte. Heute weitet sich die Brust, die Füße gehen mit, und man schämt sich nicht, mit vollem Mund, aus der StraÙe, unter allen Leuten ihre Melodie mitzusingen. In jedem dieser österreichischen Kriegslieder ist etwas vom heimlichen Herzschlag des Walzers oder einer böhmischen Polka, einem polnischen Mazur, einem Schuhplattler oder dem ungarischen Csardas, und das Herz muß dabei aufgehen, indes die FüÙe laufen, los, nur vorwärts, der grünbekränzten Fahne nach, in deren gelbes und schwarzes Tuch vielleicht morgen schon ein Hagel von Kugeln drischt.

Die Soldaten marschieren zum Bahnhof. Und eine alte Frau, die ihre Hände nicht lassen wollte vom Sohn, wischt sich tapfer die Augen. Feuer graue Mann hatte, nach Jahren wohl zum erstenmal wieder, einen warmen Strom von Tränen auf der bärtigen Wange. Aber er wendet sich zum Gehen, lächelnd fast, und sagt zu dem, der neben ihm steht: „Morgen geh' ich selber.“ Und ein Kind lallt, glücklich, verständnislos; „Vater“ lallt es in dieser Stunde, die nur ein lohendes Wort kennt: Pflicht! Tausend, tausend weiÙe Hände, weiÙe Tücher wehen den Marschierenden Lebewohl und Komm wieder, und alle Herzen gehen „in einem festen Schritt“ mit den Burschen. Überall in den nachtdämmernden Straßen warten Leute. Leute winken aus den angerissenen Fenstern, wie ein Flug weißer Tauben in der Nacht ist das Wehen der Tücher vor den Marschierenden her. Jetzt noch laufen Mädels, atemlos, neben ihrem Liebsten dort im Glied, aber der sieht jetzt nur noch seine Fahne, den Hauptmann, seine Augen leuchten von einem anderen Glück, als es das der weißen Arme, eines roten Mundes und streichelnder Kinderhändchen war.

Rot flammt schon der Himmel über den Dächern, ins Morgenrot gehen sie. Entschlossen, heißen Herzen reuen sie, eingehüllt in die schimmernde Wolke des Schlachtenmarsches, und nur die kleinen Mädchen weinen, „wenns die Soldaten aus der Stadt marschieren . . .“

Aber die still heimgehenden Frauen, die ernsten Männer, die zurückbleibenden Alten denken nur eines, und dies wird ihr Gebet in den kommenden großen und schweren Tagen sein: „Sie werden das schon machen,“ denken sie. Ja, wir werden es, wie man in Österreich sagt, „dermachen“!

Wie sagte doch Herr Sazonow in seiner vorsichtig lauernenden Proklamation: „Die von inneren Wirnissen zerklüftete Donaumonarchie . . .“ Lambert.

## Die Wacht an den Vogesen.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,  
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall,  
Denn wieder nahm das deutsche Land  
Das Heldenschwert in wucht'ge Hand  
Und hält, zum letzten Kampf entfacht,  
An den Vogesen treu die Wacht!

Und ob der Tod das Auge bricht,  
Wird welsch doch jener Boden nicht,  
Das deutsche Volk steht fest und stark  
Im Sturm an seiner Grenze Mart  
Und hält, zum schwersten Kampf entfacht,  
An den Vogesen treu die Wacht!

Otto Weddigen, ehemal. Kriegsfreiwilliger von 1870/71.

der Schnelligkeit einer Sturzflut, einer explodierenden Bombe, läuft es wie eine Welle von Bewegung und Erregung durch die Leute. Sie rennen zusammen, wissen noch selbst nicht, was los ist und was sie eigentlich wollen. Ein Wort ist aufgeflattert, vielleicht hat es ein höchst Unschuldiger, ahnungslos, ausgesprochen, und ein zweiter ebenso Unschuldiger, Unglücksfälliger verstand es schief. Das Wort hieß „baltische Flotte“. Und man kann gar nicht so schnell reden und schreiben, um zu erzählen, mit welcher Geschwindigkeit dieses Wort zum Gerücht, zum „man sagt“, dann schon zum „ich weiß“, zur Tatsache, Wirklichkeit, bestätigten, am t-lichen Meldung emporkroch. Die baltische Flotte, hieß es, sei geschlagen, Kronstadt (Kronstadt!!) genommen, Petersburg zerniert. Ich bin zu dieser Zeit auf dem Graben gewesen. Noch bei der Pestsäule wußte man nichts, zwei Häuser weiter sagte einer: die baltische Flotte soll von den Deutschen angegriffen worden sein, bei der Peterskirche hieß es bereits: zerstört ist sie, fünf Schritte weiter bestätigte ein verlässlich aussehender Herr, einer von den „besseren Herren“, denen eine Lüge zutragen eine Ehrenbeleidigung auf den Hals bekommen hieß: Kronstadt ist bedroht, ein Fiaker schrie mit seiner beruflichen Stentorstimme: eingenommen ist es, und der



Generaloberst und Generalinspekteur Kronprinz Rupprecht von Bayern, der ruhmreiche Sieger in Lothringen.

Wachmann an der Ecke mußte einem auftragenden Stabs-offizier schon mitteilen, daß „man erzähle“, Petersburg sei zerniert. Der Offizier schüttelte den Kopf, der Wachmann schüttelte ihn, aber da drängt ein Jüngling aus einem Kontor oder Laden heran und schreit mit blitzenden Augen: der deutsche Konsul selber hat es vom Balkon heruntergerufen. Wann? fragt der Wachmann; wo? der Offizier. Und Zehn, die vor zwei Sekunden nichts, aber gar nichts wußten, sind fasziniert von dem Ladenaufschrei und schreien: Grad jetzt hat er es heruntergeschrien. Und nun mag man das Wachsen des Gerüchts mit Augen und Ohren selbst miterlebt haben, wo Zehn schreien, ist man immerhin mindestens irritiert, und übrigens schreien nun schon Hundert, jetzt sind es Tausend, und so kam es buchstäblich, daß nicht fünf, vier Minuten vergingen und ein ungeheurer, aberwitziger Jubel brauste über den Graben, Fünftausend standen in drangvoller Enge eingekleidet vor dem Haus Nummer 13, über dem der deutsche Adler des Konsulats angebracht ist, schrien, winkten empor, sangen, jubelten, riefen den Neuherzugekommenen die Nachricht zu; vom Fenster der Konsulatswohnung — oder war es daneben? — winkte eine Dame höchst unschuldigerweise mit einem Taschentuch zu den Leuten hinunter, und nun war es



Die belgische Maasfestung Namur, die von den Deutschen eingeschlossen und deren größter Teil bereits erobert ist. Uuwerjum-Jahrbuch 1914, Nr. 33.



Gefangene und verwundete Franzosen im Munsterlager bei Hannover. Phot. Ober. Schubert.

bombensicher, das Unglaubliche schien Ereignis; wer aber jetzt den Mut und Wahnsinn aufgebracht hätte, den fanatisierten Leuten das Unglaubliche, mindestens Unwahrscheinliche dieser „Nachricht“ einzureden — er wäre zweifellos gelacht worden.

Aber dies war wenigstens, wie soll ich sagen, ein menschenfreundliches Gerücht. Es mußte nach einer Stunde kühleren Nachdenkens in der Luft zergehen, aber diese Stunde hatte doch ein Lächeln auf zehntausend erusste Gesichter gezaubert. Es war ein Sonnenstrahl vom grauen Himmel, eine vorderhand falsche Hoffnung, doch immerhin eine Hoffnung. Aber da sind andere Gerüchte, aus einem viel schlimmeren, einem wahrhaft haßenswürdigen Wahnsinn geboren. Feigheit, Verzagtheit irgendeines Vereinzeltten, der viel besser in seiner Stube bliebe, erfindet einen haarsträubenden Blödsinn, und mit einer richtigen Berferferwut wirft sich der Tratsch, die Vergrößerungssucht, eine tatsächlich unmenschliche Sensationsgier auf dieses dumme Wort eines Angsthaften, und wie ein Fieber zittert es schon durch die Stadt, unterminiert die Hoffnung, zischt hämisch in die Zueversicht, weiß von Gefechten, Toten, Verwundeten, gleich von der Ausreibung ganzer Regimenter, von Minen, Bomben und Messerleuten zu lägen, und Zehntausend, die eben noch gefaßt, stark, mutig waren, gehen mit einem vergrämten,

entsetzten Gesicht umher und haben momentan nichts Wichtigeres zu tun, als die Hiobsbotschaft nur ja recht vielen Leuten in die Ohren zu tuscheln.

„No ja,“ sagt dann ein ganz Geheiter zu der nervösen Person, die ihn in Brand gesetzt hat, „no ja, werden's sein, die Zeitungen morgen bringen kein Wort davon!“

„Weil's nicht dürfen,“ setzt er geheimnisvoll hinzu, und rennt schon, fährt womöglich heim, um erster Bringer und Verkündiger dessen zu sein, „was man sich erzählt“.

Abhilfe? Man kann da nur mit den Achseln zucken. Es gibt eigentlich keine Abhilfe wider diesen bössartigsten, mindestens lästigsten aller Störenfriede. Das Gerücht ist allgegenwärtig, es unterwirft sich auch den Besonnensten, es überfällt uns aus tausend Mündern, es ist im Augenblick sogar mächtiger als die Wahrheit, weil es gleißender, aufstachelnder, liebedienerischer, und weil es ganz und gar verriekt ist. Das Verriekte aber glaubt man in dieser von abertausendfachen Stimmungen durchhebbten Zeit weitaus lieber, als die graue Tatsache, an der die aufgeschwungene Phantasie nichts zum Deuteln und Auslegen zu finden vermag. Geduldig zu sein, abzuwarten, zu überlegen, ehe man glaubt, wäre ein Mittel, von der Hydra des Tratsches nicht jeden Augenblick von Furcht zu Hoffnung, von tiefster Beängstigung zu unsinnigem Jubel gepeitscht zu werden. Glauben wir nur das dreimal Gesiebte und versagen wir uns doch in einer Zeit, die wahrlich groß und ernst und ereignisreich über alle Maßen ist, die Sucht nach dem Sensationellen. Halten wir unser Herz fest mit beiden Händen, dann kann uns nicht jeder Neugierteinerzähler mit seinem „man sagt“ überrumpeln. In Tagen, da unser Volk einer Hydra von Neid und Niedertracht den giftgeschwollenen Schädel zertritt, sollen wir nicht selbst noch jene andere lästige Hydra züchten, die mit den hunderttausend Wasserlöpsen, die „Gerücht“ heißt!

## Der europäische Krieg.

### 2. Kriegsbericht von Generalmajor z. D. v. Voebell.

Mit den für die deutschen Truppen erfolgreichen Kämpfen an der Westgrenze bei Lagarde und bei Weiler, der Schlappe am Donon, dem Vordringen der Österreicher über die russische Grenze bei Rjewow, nördlich Krafau, über die Weichsel, sowie von Galizien aus, haben die Grenzschutzabteilungen ihre Schuldigkeit getan. Nicht eine einzige feindliche Maßnahme hat die Versammlung und Bereitstellung des Heeres gefährdet, alles vollzog sich planmäßig. Voller Vertrauen können wir in die Zukunft sehen und in Ruhe die kommenden großen Ereignisse abwarten. In Ruhe und auch in Geduld, denn spärlich fließen die Nachrichten vom Kriegsschauplatz.

Der mit so schweren Verlusten zurückgewiesene Vorstoß einer französischen gemischten Brigade des 15. Armeekorps bei Lagarde, die ihre Stellung besetzt hatte, ist als großer Erfolg der deutschen Grenzztruppen zu bezeichnen. Es handelt sich

wohl nicht, wie das vielfach zu lesen ist, um eine gewalttätige Rekognoszierung. Die Zeit derartiger, mit Verlusten verbundener Unternehmungen ist vorüber. Kavalleriedivisionen und Luftfahrzeugen fällt diese Aufgabe zu; wohl aber gilt es, der Kavallerie gewalttätig den Weg in Feindesland zu öffnen. Die Zusammensetzung einer französischen gemischten Brigade — zwei Infanterieregimenter, sechs Maschinengewehre, zwölf Geschütze und eine Eskadron — und ihre Stärke, 7000 Mann, befähigt sie auch zu Unternehmungen wie die Zerstörung von Kunstbauten am Rhein—Marne—Kanal, nach Vertreibung der Grenzschutzabteilungen zur Befestigung wichtiger Geländepunkte jenseits der feindlichen Grenze. Es ist aber anzunehmen, daß durch das Überschreiten der Grenze bei Lagarde, wie später bei Weiler, ebenso wie durch das Unternehmen gegen Mülhausen im französischen Heere und in Paris, auch im Elsaß, Stimmung ge-



macht und mit Übertreibung große Siege verkündet werden sollten. Doch das verstanden die Franzosen bisher so gut, ohne dabei Verluste zu erleiden. Der hierzu bei Mülhausen, bei Lagarde und Weiler eingeschlagene Weg ist der verlustreichere und gefährlichere. Durch das panikartige Zurückfluten der Geschlagenen kann leicht das Gegenteil erreicht werden. Dazu ist durch französische Fachzeitungen, und auch sonst durch Wort und Schrift im französischen Heere, allzu venoummissisch die Minderwertigkeit des deutschen Heeres, die Überlegenheit des französischen verkündet worden. Die vor den deutschen Kugeln und Bajonetten geflohenen Franzosen könnten doch Zeugnis vom Gegenteil ablegen, und das ist beim französischen Nationalcharakter gefährlich. In Deutschland hingegen hat man, für einen Geschmac, allzusehr von französischer Überlegenheit gefabelt. Gewiß ist es ratsamer, den Gegner zu überschätzen, als zu unterschätzen, gewiß ist es auch, daß im französischen Heere seit 1871 tüchtig gearbeitet worden, und daß die Franzosen nicht zu unterschätzende, auch gutgeführte Gegner sind. Es wäre unrichtig, aus den bisherigen Kämpfen auf die Gesamtarmee zu schließen; die überraschend große Zahl von Gefangenen in beiden Geschlechtern, der große Verlust an Geschützen und Maschinengewehren gibt aber zu denken. Ein leider zu früh verstorbener General, Kenner des französischen Heeres aus eigener Anschauung, tadelte mir gegenüber noch vor zwei Jahren die Geschichtsbisziplin und die körperliche Leistungsfähigkeit der französischen Infanterie, beides Grundpfeiler des deutschen Heerwesens. Hoffentlich ist sein Urteil zutreffend. Auf die Aussagen Gefangener und deren ausgetretene Laatschuhe darf man aber nichts geben. Und doch ist zu hoffen, ja zu erwarten, daß folgendes, was ich am 24. Juli niederschrieb, zutreffend ist: „Es muß sich in einem Heerwesen rächen, wenn aus politischen Gründen der Kriegsmünister fortwährend wechselt. Es ist denkbar, daß ein Nichtschmann nach jahrelangem Einarbeiten einen Sachmann ersetzen kann. Bei dem jetzt in Frankreich beliebten Verfahren aber sind Zustände, wie sie Senator Humbert schilderte, denkbar und können sich beim Ausbruch eines Krieges verhängnisvoll erweisen.“

Über den Zustand der russischen Armee ist aus den Erfahrungen des jetzt begonnenen Krieges heraus noch kein Schluß zu ziehen. Bisher sind sie unseren Zusammentößen, freilich unter bedenklichen Umständen, meist ausgewichen. Ein Heer aber, dessen Verwaltung, dessen Generale und Offiziere im russisch-japanischen Krieg einen derartigen Beweis von Unfähigkeit abgelegt haben, kann nach zehnjähriger, selbst fleißiger Arbeit noch nicht auf der Höhe sein. Nur damit erklärt sich, daß die Russen bei Stalupönen 3000 Gefangene und 6 Maschinengewehre in der Hand des Siegers ließen; dürfte doch das russische Kavalleriekorps mit Infanterie und Artillerie höchstens etwa zwölftausend Köpfe stark ge-

wesen sein, wovon noch die Verluste abzuziehen sind. Vom militärischen Standpunkte aus läßt sich über diesen Kampf noch wenig sagen, aufzuklären bleibt besonders, warum ein Teil der genommenen Maschinengewehre nicht mitgeführt werden konnte. Es handelte sich voraussichtlich um ein kavalleristisches Unternehmen gegen Bahulinien, freilich in sehr waldreichem Gelände, in dem sie in das wohlgezielte Feuer deutscher Infanterie geraten sein mögen. Ähnliche Vorstöße können sich noch wiederholen, wenn nicht der feindlichen Kavallerie Infanterie folgen sollte, was den Versuch der Offensive bedeuten würde.

Bleibt noch von den Serben zu berichten. Die gemeldeten Kämpfe an der Drina sind mehr als Grenzunternehmungen, sie kündigen die österreichische Offensive an, und der österreichische Sieg ist ein entscheidender Schlag, der die Serben nach großen Verlusten zum Rückzuge auf Valjevo zwang. Nach Lujmarisch in schwierigem Grenzgelände sind die Österreicher von Norden und Westen her in Serbien eingebrochen und haben gleichzeitig mit dem 15. und 16. Armeekorps die Offensive gegen Montenegro ergriffen. Die Höhenstellungen jenseits der Drina bei Lascica und Lesnica sind überaus stark und waren befestigt; von den Österreichern erstürmt, vermochte kein Gegenangriff der Serben sie ihnen wieder zu entreißen. Daß aber die Serben die Gegenangriffe unternahmen, zeugt von dem Gefechtswert der serbischen Truppen, die man nicht unterschätzen darf. Vor dem Balkankriege sind sie zu gering eingeschätzt worden, ihre Leistungen während dieses Krieges überraschten, und ihr Feldzug ist überaus lehrreich, er glied einem gut angelegten und durchgeführten Manöver, bei dem die Reglements erprobt werden konnten. Hervorgehoben sei hier die musterghllige Verwendung ihrer Artillerie, besonders der schweren, während des Balkankrieges. Also Kriegserfahrung haben sie für sich, ihr Kriegsmaterial ist durch türkische Kriegsbeute ergänzt und verbessert, auch waren ihre Verluste nicht allzu stark. Mag sein, daß es ihnen an Geld und Verpflegung mangelt und sie Kriegsmüde sind. Nach allem aber ist der österreichische Erfolg hoch einzuschätzen. Mit ihm treten die Österreicher in einen schwierigen Gebirgskrieg, zu dem sie aber gerüstet sein sollen.

Das Grenzgefecht am Donou soll hier nur warnend erwähnt werden. Der Verlust von Geschützen und Maschinengewehren



Gefangene belgische Infanterie beim Verlassen des Sennelagers bei Paderborn, wo mehr als 6000 Mann nebst siebzig Offizieren untergebracht waren. Die Gefangenen, zum größten Teil schwächliche Leute, machten einen recht unmittlerlichen Eindruck; nur wenige Mannschaften waren vollständig und gut uniformiert. An keine Spur von militärischem Gehorsam gewöhnt, sind diese zum Teil frechen belgischen Gefangenen schwieriger zu behandeln als die französischen und russischen. Fot. Mch. B

ist bedauerlich. Hier liegt unvorsichtiges Vorgehen vor, was wohl hätte vermieden werden können, da es sich in bekanntem Gelände vollzog. Unser Geschützmaterial ist zu kostbar, als daß es von einem tatendurstigen, vielleicht sogar tollkühnen Führer derartigen Gefahren unnötig ausgesetzt werden dürfte. Das sei auch allzu kühner Kavallerie gesagt.

Was nun zum Schluß unsere Flotte anbetrifft, so gilt es auch dort, in Ruhe abzuwarten. Der Seekrieg kann sich lange, lange hinziehen. Vorerst hat die englische Flotte die Landung ihres Landheeres zu schützen. Unsere Flotte muß sich zunächst mit den stolzen Taten ihrer erfolgreichen kleinen Schiffe be-

gnügen oder ähnliche ausführen. Der englische Großadmiral gilt als ein genauer Kenner unserer Flotte. Kaltblütig und mit Ruhe gilt es, nicht durch allzu kühne Taten sich zu schwächen, was dann vom feindlichen Großadmiral ausgenützt werden würde.

Das Vorspiel zum großen Drama — als Drama muß man wohl diesen Weltkrieg bezeichnen — ist beendet. Wenn der Vorhang sich wieder öffnet, beginnt der erste Akt. Zu ihm gehört bereits der Kavalleriekampf nordöstlich Namur und der Waffenerfolg bei Tirlemont, die Besetzung Brüssels sowie der große Sieg an der Mosel, über den ohne nähere Nachrichten zu berichten und zu urteilen noch nicht möglich ist.

## □ Die Chronik des Weltkriegs. □

Unter den eisernen Schritten der Armeen beginnt sich die Karte Europas zu verändern. Belgien verschwindet mehr und mehr. Das Fürstentum Monaco ist von den Franzosen, Ägypten von den Engländern besetzt. Die West- und Südgrenze von Rußisch-Polen verschiebt sich, ebenso die österreichisch-serbische Grenze. Und sechs Throne sind im Wanken begriffen: der belgische, dessen Inhaber bereits an die Flucht nach England denkt, der serbische und der montenegrinische, wo im Fall einer Niederlage die übliche Balkanabrechnung erfolgt, der des Aethiopiens, den England gewaltsam entrechtet hat, der monagassische, den Frankreich entsetzte, und endlich der Thron der Romanow, den die in Rußland mächtig um sich greifende revolutionäre Gärung und die Freiheitssehnsucht der geknechteten Völker bedroht. Nachstehend die einzelnen Phasen des weltgeschichtlichen Schaupiels, dessen Zeugen wir sind:

**17. August.** Bei Stallupönen schlugen deutsche Truppen die Russen. 3000 Gefangene und sechs Maschinengewehre fielen in unsere Hände, viele weitere Maschinengewehre wurden unbrauchbar gemacht. — Eine Festungsabteilung aus Straßburg i. E., die am 14. in dem Vogesenpaß von Schirmeck vorging, wurde von dem 1000 m hohen Vogesengipfel Donon her durch feindliches Artilleriefeuer überrascht; eine Anzahl deutscher Geschütze und Maschinengewehre wurde in dem Engpaß zerstört, die Festungstruppe erreichte unversorgt wieder Straßburg. — Die österreich-ungarische Armee eroberte die Stadt Schabatz, die Wiege der serbischen Dynastie. Auch an der Drina wurden die Serben von den Österreichern mit starken Verlusten auf Baljevo zurückgeworfen.

**18. August.** Deutsche Truppen besetzten die russisch-polnischen Städtchen Mlawka an der Linie Soldau—Warschau und Petrikau, 30 km südlich von Lodz. — Die erste französische Fahne, die in deutsche Hände fiel, wurde in dem Gefecht bei Lunéville von dem Infanteristen Fischer aus Rimbeck bei Paderborn einem französischen Fahnenträger abgenommen. — Von einer wagemutigen Erkundungsfahrt deutscher Unterseeboote nach der englischen Küste ist das Unterseeboot U 15 nicht zurückgekehrt. Es wurde im Kampf mit englischen Streitkräften von dem Kreuzer „Birmingham“ vernichtet. An Stelle des untergegangenen wurden drei neuere Unterseeboote von der deutschen Marineverwaltung übernommen. — In der südlichen Adria tauchten 16 französische Schlagschiffe und Kreuzer auf, denen es gelang, den kleinen österreichischen Mistonskreuzer „Zenta“, der sich nahe an der Ägäisgrenze befand, zu vernichten, während sie einen österreichischen Torpedobootzerstörer vergeblich aus allen Kalibern beschossen; er erreichte trotz der Verfolgung unverfehrt seinen Bestimmungshafen. — Die deutsche Regierung ließ Belgien erneut ein Abkommen anbieten, das wiederum abgelehnt wurde. — Der Zar flüchtete sich mit seiner Familie von Petersburg nach dem Kreml in Moskau. — Die österreichischen Truppen griffen Montenegro von Südwesten aus an, während die Flotte den Lowtschen bombardierte. — Spanien läßt in Berlin seine Neutralität erklären. — Die Engländer, deren Nordseeflotte sich noch nicht in die deutschen Gewässer gewagt hat, bewiesen ihre Seegeeltung auf dem Massafsee, indem sie den kleinen, unbe-

wasserten Massadamper „Hermann Wismann“ wegnahmen und die vier Mann starke Besatzung gefangen setzten. Der alte Schraubendampfer, der den deutschen Verkehr auf dem Massafsee herstellte, hatte 18 Tonnen Tragfähigkeit.

**19. August.** Der Deutsche Kaiser verabschiedete sich von dem 1. Garderegiment zu Fuß, seinem Leibregiment, mit einer pathetischen Ansprache, die in folgenden bedeutungsvollen Worten gipfelte: „Das Schwert ist gezogen, das ich, ohne siegreich zu sein, ohne Ehre nicht wieder einstecken kann.“ — Der König der Belgier siedelte mit seiner Familie und der gesamten Regierung von dem durch den deutschen Vormarsch bedrohten Brüssel nach Antwerpen über. — In Deutschland beginnt die belgisch-französisch-russische Invasion. 6000 Belgier mit 70 Offizieren trafen — kriegsgefangen — im Sammelager ein; in Straßburg, Frankfurt a. M., Stuttgart und in einer Reihe süddeutscher Garnisonen wurden Tausende gefangener Franzosen untergebracht, während die ostdeutschen Grenzstädte und Festungen von mehr als zehntausend gefangenen Russen übersätet wurden.

**20. August.** Die beiden kleinen Kreuzer „Straßburg“ und „Stralsund“ machten einen Vorstoß in die südliche Nordsee, wo sie ein feindliches Unterseeboot zum Sinken brachten und zwei Torpedobootzerstörer beschädigten. Hierbei wurde festgestellt, daß die deutsche Nordsee vom Feind frei ist. Gleichzeitig wurde durch eine Luftschiff-Erkundungsfahrt bis zum Skagerrak festgestellt, daß die gesamte deutsche Küste frei von Feinden ist. — Auf der Linie Gumbinnen—Angerburg wurden die vordringenden Russen mit einem Verlust von 9000 Gefangenen und 8 Geschützen zurückgeworfen. — Die Österreicher treiben die in den Grenzgebieten nördlich von Lemberg vorgehende russische Kavallerie auf der ganzen Linie zurück. Auch Kielce mußten die Russen räumen. — Die deutsche Regierung veröffentlicht neue Aufsenstücke über die Vorgeschichte des Kriegs, die die äußerste Friedensliebe Deutschlands und die Unwahrscheinlichkeit und Hintertlist der englischen Politik klar erweisen. — Auf dem Vormarsch gegen Brüssel eroberten die deutschen Truppen bei Tirlemont eine Fahne, eine Feldbatterie und eine schwere Batterie, ferner bei Perwez zwei Geschütze und zwei Maschinengewehre. 500 Belgier wurden gefangen. Eine französische Kavalleriedivision wurde bei Perwez unter schweren Verlusten zurückgeworfen. — Bei Weiler, nordwestlich von Schlettstadt, schlugen bayerische und badische Truppen eine französische Infanteriebrigade, die mit großen Verlusten über die Vogesen zurückgeworfen wurde. — Die deutschen Kriegsschiffe „Goeben“ und „Breslau“ sind laut amtlicher Mitteilung unverfehrt. — In den finnischen Gewässern sind zwei russische Torpedojäger zusammengestoßen, sie wurden schwer beschädigt, ein dritter Torpedojäger strandete, ein vierter geriet auf eine russische Mine und ging unter. Dasselbe Schicksal ereilte die beiden russischen Kreuzer „Murit“ und „Petropawlowst“. Der Befehlshaber des Sveaborger Kriegshafens beging Selbstmord, ebenso der Stadthauptmann von Petersburg, der der Spionage überführt wurde. — Im russischen Kaukasusgebiet nimmt die revolutionäre Bewegung derart zu, daß sie dort den ganzen Bestand der russischen Herrschaft gefährdet. Die transkaukasischen Truppen sind dadurch



Die Wirkung unserer Belagerungsgeschütze an den Forts von Lüttich. Bei der Beschießung von Lüttich haben sich unsere großen Belagerungsgeschütze glänzend bewährt, ein Einzelschuß durchbricht selbst die stärksten Beton- und Eisenerdboden. Unsere Bilder zeigen die Wirkung unserer deutschen Belagerungsgeschütze in dem Fort Louvain.

gefährdet, daß die Revolutionäre bei Djulfa die eiserne Brücke über den Krages sprengten, wodurch den Russen die Rückzugsmöglichkeit sehr erschwert ist. — Japan, das dem deutschen Lehrmeister einen großen Teil seiner heutigen Weltstellung verdankt, unternahm auf englische Veranlassung einen widerlosen Überfall gegen Deutschland. Es forderte die sofortige Zurückziehung der deutschen Kriegsschiffe aus den japanischen und chinesischen Gewässern oder deren Abrüstung, ferner bis zum 15. September die bedingungslose Übergabe des gesamten Pachtgebietes von Kianteschou und die unbedingte Annahme dieser Forderungen bis zum 23. August. Inhalt und Form dieses Ultimatums sind das Frechste, was Deutschland seit Kriegsbeginn geboten wurde. Möge die deutsche Diplomatie und das deutsche Volk diesen Akt nie vergessen.

**21. August.** Im 17. deutschen Reichstagswahlkreis fand eine Reichstagswahl statt, die einzig in der deutschen Geschichte da steht. Es wurde mit 13 494 Stimmen ein Zentrum Abgeordneter gewählt und zwar ohne jeden Wahlkampf, da die gegnerischen Parteien angesichts des Krieges keine innerpolitischen Kämpfe führen wollten und deshalb ihre Kandidaturen zurückgezogen hatten. Ein neues schönes Bild deutscher Einigkeit in ernster Zeit. — Wiederholte Erkundungsfahrten bis zum Finnischen Meerbusen erwiesen, daß in der Ostsee kein feindliches Schiff zu sehen ist. — Die deutschen Truppen rückten in Brüssel, der Hauptstadt Belgiens, ein; die Stadt mußte eine Anzahl Geiseln stellen, die Brüsseler Bürgerwehr wurde entwaffnet. Das belgische Hauptquartier wurde nach Antwerpen verlegt, wohin sich auch das Feldheer zurückzieht. — Die Engländer behandelten Ägypten seit Ausbruch des Krieges als englische Provinz und übertrugen die Verwaltung des Landes den Militärbehörden.

**22. August.** Die deutsche Armee hat ihren ersten großen Sieg erfochten. Auf einem Schlachtfeld von 100 km Ausdehnung schlugen zwischen Metz und den Vogesen Truppen aller deutschen Stämme unter Führung des Kronprinzen Rupprecht von Bayern acht französische Armeekorps, die in Lothringen vordrangen. Der Rückzug der Franzosen artete in Flucht aus. Zehntausend Mann wurden gefangen und 50 Geschütze erobert. — Mehrere russische Vorstöße über die Grenze der Bukowina wurden von den österreichisch-ungarischen Truppen energisch

zurückgewiesen. — In Belgien dauern die hinterlistigen Überfälle von Frontireurs und Dorfbewohnern auf deutsche Truppen, auf Verwundete, Ärzte und Krankenschwestern fort. Durch rücksichtslose Gegenmaßnahmen sollen diese heimtückischen Überfälle, denen bereits Hunderte von Toten und Verwundeten zum Opfer gefallen sind, unterdrückt werden.

**23. August.** Die deutsche Reichsregierung hat auf das japanische Ultimatum, das heute abließ, die einzig richtige Antwort erteilt: es hat die unverschämten Forderungen überhaupt keiner Antwort gewürdigt und dem japanischen Gesandten seine Pässe zugestellt. — Die siegreichen Truppen von Metz sind bereits in Lunéville eingezogen; sie machten zahlreiche Gefangene und erbeuteten 150 Geschütze. Der deutsche Kronprinz rückte von Longwy siegreich vor, während der Herzog Albrecht von Württemberg eine über den Semoisfluß vorgedrungene französische Armee vollständig schlug; auch hier fielen zahlreiche Gefangene, darunter mehrere Generale, ferner viele Geschütze und Feldzeichen in deutsche Hände. Westlich der Maas schlugen die Deutschen bei Manbeuge eine englische Kavalleriebrigade.

**Die Toten.** Die sechs Verlustlisten, die bis zum 22. August erschienen sind, bringen nur die Verluste bei den kleineren deutschen Grenzgefechten, enthalten aber trotzdem die Namen von fast 3000 Gefallenen, Verwundeten und Vermissten. Auf österreichisch-ungarischer Seite sind die Verluste bis jetzt noch nicht bekannt. Nur die wehmütige Kunde vom Tod des Kommandeurs des Wiener Deutschmeister-Regiments, Oberst Jehr. v. Holzhausen, drang zu uns. Der treffliche, überaus beliebte Offizier fiel am 18. August durch einen Schuß ans dem Hinterhalt. — Am 20. August morgens 2 Uhr verschied inmitten des europäischen Chaos der greise Papst Pius X., dessen Leben und Wirken wir auf S. 409 u. f. ein Gedenkblatt widmen. — Fast zur selben Stunde starb in Rom der Jesuitengeneral Pater Franz Xaver Wernz; er stammte aus Nottwil in Württemberg, wo er 1842 geboren wurde, und war seit 1906 oberster Leiter des Jesuitenordens. — Ein sehr beliebter Schriftsteller ist nach langer Krankheit in Wien gestorben: Eduard Böhl. Seine Wiener Geschichten, von denen eine Auswahl der besten in Reclams Universal-Bibliothek erschienen ist, werden ihm ein dauerndes Andenken sichern.



**Papst Pius X.**

Geboren in Niese bei Treviso am 2. Juni 1835, gestorben in Rom am 20. August 1914.

# Papst Pius X.

Ein Nachruf von Hans Land. Mit vier Abbildungen.

Inmitten des tobenden Weltbrandes hat Papst Pius X. am Morgen des 20. August seine Augen für ewig geschlossen, und die katholische Kirche ist in schwerer Zeit vor die Wahl eines neuen Oberhauptes gestellt. Als im August 1903 der Patriarch von Venedig Joseph Sarto zum Papst gewählt wurde, da prophezeite man so: der neue Oberherr der Kirche knüpft mit seiner Namenswahl an Pius den Neunten an. Dies ist ein Programm, ein Kampfprogramm. Der neunte Pius hat ausgesprochene Kampfpolitik getrieben, er war der Schöpfer des Unfehlbarkeitsdogmas, wie an den Marmorwänden des Hochaltars von Sankt Peter in Goldlettern zu lesen steht. Der Patriarch von Venedig, der im heißen Hochsommer von 1903 mit einer Rückfahrkarte nach Rom zum Konklave gekommen war, vernahm die Botschaft seiner Papstwahl mit Erschütterung und Tränen. Er beklagte es tief, nicht nach seinem geliebten Venedig zurückkehren zu dürfen, er weinte, da er sich nach geschehener Wahl zum Gefangenen des Vatikans ausersehen sah. Bei seiner ersten Papstmesse zu Sankt Peter in Rom sah ich den neuen Papst und empfing von ihm den Eindruck einer großen väterlichen Milde. Die einnehmenden glatten Züge des Kopfes, das sanfte Strahlen dieser schönen blauen Augen, all das erweckte den Eindruck einer Milde, zu dem der kriegerische Name eines zehnten Pius nur schlecht passen wollte. Und dennoch hat Sarto als Papst sich zu diesem Programm der *ecclesia militans* ganz entschieden gehalten. Er war ein entschlossener und strenger Lenker der katholischen Kirche und im Gegensatz zu

seinem Vorgänger kein Diplomat. Er war vielmehr ein tiefgläubiger Diener der Kirche, der in der Unerfüllbarkeit seiner Glaubensstreue geharrt gegen die zu Felde zog, die an Glaubensfestigkeit zu wünschen übrig ließen. Pius X. sah in sich in erster Linie den streitbaren Verteidiger des Dogmas, das er gegen alle Anwürfe moderner Skrupel und Zweifel zu schützen und unverfehrt zu erhalten strebte. Seine gottesfüllte Seele konnte es nicht ertragen, daß andere minder innig und gottesfüllt glaubten, daß sie mit der Sonde der Wissenschaft sich an Probleme wagten, deren Unantastbarkeit nun einmal durch die Tradition der Jahrhunderte geheiligt war. Diese entschiedene Neigung zu jener Strömung, der die protestantische Orthodoxie unter der Bezeichnung des Positivismus ergeben ist, veranlaßte das Kirchenoberhaupt zu engstem persönlichem Anschluß an spanische Würdenträger der Kirche. Merry del Val, der Kardinal-Staatssekretär, der Leiter der vatikanischen Politik, ebenso wie Bivez y Luto, der Beichtwater des zehnten Pius, sind Spanier von Herkommen, also Vertreter der strengsten orthodoxen Richtung, entschiedene Anhänger der zweifellosesten Rechtgläubigkeit, zu keinerlei Konzession an den Modernismus geneigt, vielmehr eifern entschlossen, ihn allezeit mit allen kirchlichen Mitteln niederzuhalten, wo immer er sich im Umkreise der katholischen Kirche erheben sollte. In einer vom Skeptizismus so aufgewühlten Epoche wie der unseren hat es Pius X. um so nötiger geschienen, die Mauern der Kirche feste entschlossen gegen den Ansturm der Gottesleugner und Atheisten zu verteidigen.



Zum Tod des Papstes Pius X.: Die Verwandten des Papstes Pius X. vor ihrem Wohnhaus zu Niese bei Treviso, der Heimat des Papstes.

Wenn man dieses Priesterleben überblickt, das der nun Vollendete durchmessen hat, so kann man freilich so etwas wie das Einwirken einer Vorsehung bemerken. Diese Pilgerschaft des Joseph Sarto aus dem Dunkel der Lebensniederungen empor zur Tiaraherrlichkeit konnte auch einen ursprünglich milder Glaubensfesten zu inbrünstiger Kindergläubigkeit befehlen. Joseph Sarto war am 2. Juni 1835 zu Riese



Geburtszimmer des Papstes Pius X. in dem italienischen Städtchen Riese. Noch als Patriarch von Venedig bewohnte er zeitweilig dieses Zimmer.

in der Diözese Treviso geboren worden. Sein Vater war ein schlichter Magistratsdiener, seine Geschwister sehr einfache Leute; einer seiner Brüder war Weinwirt, eine Schwester Näherin, eine andere die Frau eines Mesners. Joseph Sarto selbst blieb lange in bescheidenen und höchst einfachen Lebensumständen. Er fung als Dorfpfarrer an und blieb es lange in verschiedenen Dörfern Venetiens. Die Wendung seines Schicksals trat ein, als es ihm gelungen war, die Stellung des Seminarleiters in Treviso zu bekommen. Dort wurde der Kardinal Parocchi auf Sarto aufmerksam, ein Mann aus der kleinen Zahl jener, von denen man geglaubt hatte, sie würden Leos XIII. Nachfolger werden. Nun wurde Sarto, bereits fünfzig Jahre alt, Bischof von Mantua, neun Jahre später Patriarch von Venedig und Kardinal. Die Zahl 9 hat in Pius X. Leben stets eine große Rolle gespielt, denn er war neun Jahre lang Pfarrer in Tombolo gewesen, neun Jahre Pfarrer in Salzano, neun Jahre Domherr in Treviso, neun Jahre Bischof von Mantua und neun Jahre Patriarch von Venedig.

Seine 79 Jahre hatten dem Papste wenig von seinem lebhaften Temperament genommen, so daß es für die Ärzte schwer war, Seine Heiligkeit zu den durchaus notwendigen Vorsichtsmaßnahmen zu bewegen. Pius war nicht dahin zu beeinflussen, Pilgerempfänge abzusagen, wenn seine gefährdete Gesundheit das verlangte. Das ganze Tagesprogramm, das dieser Papst in gesunden Tagen erlebte, zeigte schon in seinem Zusehn seine besondere Betätigungslust und Regsamkeit. Um sechs Uhr früh erhob sich Pius. Nachdem er Toilette gemacht, las er in seiner Privatkapelle unter Aufsicht seines venezianischen Geheimkaplans die Messe und hörte, auf den Knien liegend, die Dankagungsmesse des Kaplans. Den Morgenkaffee nahm Pius allein. Um ein halb sieben begann dann bereits die Arbeit am Schreibtisch. Täglich zwischen neun und zehn hörte



Zum Tod des Papstes Pius X.: Die Kirche in Riese bei Treviso (Italien). Hier las er seine erste Messe.

Pius den Vortrag des Kardinal-Staatssekretärs Merry del Val, und nach diesem kamen die Vorträge der Kardinal- und Sekretäre der Kongregationen an die Reihe, die den Papst oft bis nach 11 Uhr beschäftigten. Audienzen und Pilgerempfänge füllten den Vormittag. Um 1 Uhr nahm Pius sein Mittagsmahl ein. Dieser Papst hat von Anfang seiner Amtsführung starke Abneigung gegen das strenge Zeremoniell des Vatikans

befunden. Alle seine Vorgänger hatten allein gespeist. Pius setzte es seinem geselligen Naturell zuliebe durch, daß er in Gesellschaft speisen konnte. Er tat das an einem ein wenig erhöhten Tisch, aber in Gesellschaft seiner venezianischen Privatsekretäre, mit denen er zu gesunden Zeiten in dem geliebten heimischen Dialekt zu scherzen liebte. Der Papst war von jeher zu schweren Gichtanfällen geneigt. Daher war er strenger Diät unterworfen, die zu halten ihm oft schwer fiel. So kam es wohl vor, daß er einen Bissen einer ihm verbotenen Lieblingsspeise mit der Gabel vom Teller seines Nachbarn aufspießte und verzehrte. „Es wird wohl keine Todsünde sein!“ pflegte er dann lächelnd zu sagen. Nach dem Mittagsmahl hielt Pius eine kurze Ruhe, fuhr dann, bei gutem Wetter, in den vatikanischen Gärten spazieren und empfing, in die heimischen Gemächer zurückgekehrt, seine Freunde, mit Vorliebe venezianische Vertraute, wie etwa den Kardinal de Lai. Nach dem Abendessen war der Papst einem Kartenspiel nicht abgeneigt. Er spielte „Tressetti“ und andere in Italien beliebte Kartenspartien und manchmal auch Stat. Bevor er sich zur Ruhe begab, betete Pius mit seinen Kaplänen zusammen den Rosenkranz, dann zog er sich in sein Schlafgemach zurück, neben dem stets ein Geheimkaplan die Nacht verbringen mußte. Wer immer mit diesem Papste in persönliche Berührung gekommen, der rühmte sein menschliches Wohlwollen, den erlebten Takt, mit dem dieser Ver-

ständnisvolle jedem Leiden sein Erbarmen zuwendete. Wenn die drei Ketten, die Petri Ring getragen, ihrem Eigengewesen nach charakterisiert werden sollen, so ist Pius IX. der Mann mit dem ehernen Willen gewesen, der Grandseigneur der Kirche, Leo XIII. der erlebte literarische Kopf, der feingebildete Intellektuelle, Pius X. aber war der Hort derer, die mühselig und beladen zu ihm kamen. Und das ist etwas Schönes gewesen.



Verladen deutscher Artillerie auf dem Leipziger Hauptbahnhof.

sich erzählt“, der Cefant des Gerüchts. An allen Ecken und Enden flattern solche Lügengerüchte auf, es ist zum Verzweifeln und es ist, als ob den lieben Leuten die sich überflütenden Wirklichkeiten noch zu wenig wären. Sie müssen, müssen noch privat einiges dazu erfinden, das allgemeine Fieber noch um ein paar Pulschläge steigern. Es gibt keine Rettung vor diesen „verbürgten“, „aus bester Quelle stammenden“ Phantasien, und man mag sich für n ch so geieit vor solchen Anschlägen auf unsere Leichtgläubigkeit halten, nun ist alles anders als sonst, hinter jeder gedruckten Zeile wittert man irgendeine Zweideutigkeit, jedes gesprochenes Wort hat zwei Bedeutungen, die wirkliche, aber die ist nebensächlich, Hauptsache ist die unter-schobene. Man kann der geforenste Skeptiker sein, nun jagt man hinter jedem Tratsch einher; wo ein paar Leute stehen, läuft man mit stockendem Herzschlag hinzu; mit jedem Unbe-kaunten sind wir auf Du und Du, er braucht bloß eine genügend unwahrscheinliche „Neuigkeit“ zu wissen, und wir selber geben

oder dürfte und an deren peripäulicher Ehrenhaftigkeit auch nicht der geringste Makel haftet — jetzt nehmen sie es an Leichtgläubigkeit und Erzählungswut und Sensationsgier mit jedem alten Weib und urweisen Schnlbuben an. Ich habe ja schon gesagt, daß das nicht einmal ein besonderes Wunder ist. Es sind irr-sinnige Zeiten, die alle Erfahrung, alles Gewohnute auf den Kopf stellen. Weiß wird schwarz; was gestern feststand, wirbelt heute in der Luft davon, man hält es daheim in seiner Wohnung nicht aus, läuft auf die Straße, bloß um seinen unertürlich gewordenen, stummen vier Wänden zu entgehen. Man will Menschen sehen, unter Menschen sein. Drängt sich hinzu, wo einer ein Wort redet, hängt an jedem Mund, und was zu anderen Zeiten ja lächerlich und würdelos wäre, ist heute bloß rührend. Die Leute auf der Straße sind eine einzige Familie geworden, der Straßenbahnschaffner postifiziert mit dem Geheimrat, kleine Mädchen erkundigen sich beim Schutzmann über die Weltlage, der Laufjunge erzählt einer „Gnädigen“, was er „gehört“

hat. Die Zeitungen haben es schwer in diesen Tagen. Man blättert sie zitternd vor Mageduld auf, aber was hier schwarz auf weiß geschrieben steht, hat „unn“ das Format des Tatsächlichen. Naekte Ver-richte sind's, kühle Feststellungen, wortstarke Telegramme. Wie angenehm überschwenglich, wie an-reizend, aufpeitschend ist dagegen das Gerücht. Das hat überhaupt keine Grenzen, gibt sich längst nicht mit solchen Kleinigkeiten wie Trup-pentausmarsch, Defensivstellungen, Vorpostenplänkelein ab. Das Ge-rücht schlägt schon seine ersten Schlachten, wo die Zeitungs-depeschen höchstens erst wissen, daß die Mobilisierung im Gang ist. Vor ein paar Tagen auf dem Graben in Wien. Halb elf am Vormittag, alles wimmelt natürlich von Men-schen, in den Auslagen wurden die Karten vom östereichisch-russis-chen und deutsch-russischen Kriegs-schauplatz ausgehängt. Plötzlich, mit



Der Abmarsch deutscher Infanterie auf den Kriegsschauplatz.



Der Felsen von Gibraltar mit Blick auf die englischen Befestigungen, die einen Durchbruch feindlicher Schiffe durch die 13—37 km breite Meerenge von Gibraltar unmöglich machen sollen. Der steile Felsen erreicht eine Höhe von 425 m und ist, obwohl in Spanien gelegen, seit 1704 in englischem Besitz.

Schwerer zu erreichen sind die Kriegstatlosen aus Jugend, die unflinige Massen von Lebensmitteln aufkaufen, das Gold aus dem Umlauf bringen oder durch rücksichtslose Entlassung von Arbeitskräften, durch Lohnkürzungen die Schwierigkeit der Lage etwa ohne Not vermehren. Auf der anderen Seite ist auch die edelste Absicht fehl am Ort, wo sorgenfreie Leute durch das Angebot unentgeltlicher Hilfstätigkeit das Elend der vielen Arbeitslosen mehren . . .

All dies sind Ausnahme- und vor allem Anfangs-Erscheinungen. Wir haben es nicht nötig, sie totzuschweigen. Ganz verkehrt wäre es aber, sie irgend schwer zu nehmen, da im übrigen das deutsche Volk in seiner unendlichen Mehrheit die gewaltige Prüfung so über alles Hoffen herrlich bestanden hat und weiter besteht. Es gilt mir, diese neue Notwendigkeit des Kriegstatkes zu erkennen. Dann werden wir auch dieser Zeitforderung nichts schuldig bleiben!



### Die Hydra der Gerüchte.



Was man sich erzählt . . . Von Karl Marikau, Wien.

Was man sich erzählt . . . Ich meine die Hydra des Tratsches, der man in diesen Tagen nicht genug Köpfe zu zertreten vermag — es wachsen immer neue zu. Auf der Straße. Zwei Bekannte stehen beisammen, sagen sich irgendein harmloses Wort, ein vorübergehender dritter fängt es auf, versteht es falsch, und schon beginnt seine Phantastie mächtig zu arbeiten,

und weil — was ja einesteils menschlich und verständlich ist — in diesen fiebernden Zeiten keiner bei sich behalten kann, was er weiß oder auch nicht weiß, hat jener dritte nichts Eiligeres zu tun, als das falsch verstandene Wort aus der Unterhaltung zweier Fremder schnellstens weiter zu kolportieren. So wächst in diesen Tagen aus der harmlosesten Wurde dessen, „was man



Englische Hafen- und Seeperren bei Gibraltar, die in Kriegszeiten die englischen Kriegsschiffe vor feindlichen Überraschungen bewahren sollen.





Französische Stabsoffiziere beim Beobachten des Gefechts.



Eingegrabene französische Schützenfette.



Französische Infanterie auf dem Marsch.



Französische Pioniere und Kavalleristen beim Übersetzen über einen Fluß.



Bilder aus dem französischen Heer: Algerische Tirailleurs, sogenannte Turfos, die sich aus nordafrikanischen Eingeborenen rekrutieren und die von Weissenburg und Börtz her noch in Erinnerung sind. Sie wurden zur Verstärkung Velforts herangezogen.



Ein Freund Deutschlands. Der bisherige Gesandte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, James B. Gerard, der in diesen ersten Tagen durch seine unversehrten Sympathieäußerungen für das deutsche Volk sich große Beliebtheit erworben hat. Die Haltung der Vereinigten Staaten fällt in diesem Weltkrieg doppelt bedeutsam ins Gewicht.



Ein 72-jähriger Kriegsfreiwilliger. In Hamburg wurde der 72 Jahre alte Trompeter Karl Aug. Voigt, der in den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71 mehr als dreißig Schlachten mitgemacht hat, auf seinen Wunsch bei der 1. Ersatzbatterie des Feldartillerieregiments Nr. 45 als Wachtmeister wieder eingestellt. Vbet. A. Reesgar.



Björn Björnson, der älteste Sohn des berühmten Dichters, ein warmer Freund Deutschlands, errichtete in Berlin ein Bureau, um die skandinavische und holländische Presse objektiv über den Verlauf des Krieges zu unterrichten und die fortgesetzten Falschmeldungen der französisch-englisch-russischen Telegraphenagenturen zu widerlegen.

härter Arbeit einen Begriff vom Ernst der Zeit beibringen. Hierher gehört auch eine gewisse fortgesetzte „Feuchtfrohlichkeit“, die mit der Begeisterung Mißbrauch treibt oder sie gar geschäftlich ausbeutet.

Es sind verhältnismäßig nur ganz wenige, die sich so verhalten; zur Ehre der Gesamtheit muß es gesagt werden. Mit ihnen sprechen nötigenfalls auch, scheint es, die Aufsichtsbehörden ein ernstes Wortlein. Nicht minder mit den einzelnen Gewerbetreibenden, die in solchen Zeitläufen das Volk beim Verkauf notwendiger Nahrungsmittel bewahren

wollen. Und hoffentlich auch unachtsam mit den würdelosen Weibchen, die (wie sich bedauerlicherweise bei den ersten Transporten belgischer und französischer Gefangener zeigte!) ein unziemliches Betragen gegenüber den kriegsgefangenen Fremdlingen an den Tag legen. Es soll den wehrlosen Zeitgenossen nicht das geringste zuleide geschehen. Ebenso wenig aber dürfen sie auf irgendeine Manier verhöhnt werden! Unsere Gutmütigkeit und eine krankhafte Entartung weiblicher Sentimentalität könnten uns da vor ganz Europa blamieren. Und wer uns jetzt blamiert, verrät ehrlos sein Vaterland.



Admiral Jergeny Skrydlow, der frühere Höchstkommandierende der russischen Schwarzenmeer-Flotte, wird in Berlin, wo er bei Ausbruch des Krieges sich befand, mit 23 anderen hohen russischen Offizieren festgehalten.



General French, der Oberkommandierende des englischen Landwehrheeres, der sich nach Frankreich begeben hat, um über die Landung englischer Truppen zu verhandeln, die Frankreich vor Kriegsbeginn zugesichert war.



Generalleutnant z. D. Georg v. Glasenapp, der frühere Kommandeur der deutschen Schutztruppen, starb in Potsdam. Der in zahlreichen Kämpfen in China und Afrika bewährte Offizier stand jetzt an der Spitze einer Landwehrbrigade.



Der letzte englische Flottenbesuch in Kiel. Während der Kieler Woche im Juni d. J., als England und Rußland bereits ihre Kriegsvorbereitungen trafen, startete ein englisches Geschwader unter der Maske der Freundschaft Kiel einen Besuch ab, der heute fast als Spionageversuch erscheint. Unsere Aufnahme zeigt das Geschwader, das aus vier Linienchiffen und drei kleinen Kreuzern bestand und mehrfach von einem Zeppelin überflogen wurde.

Kriegserfolge der Deutschen — alles wird rucklos ins grade Gegenteil verkehrt. Man fühlt sich versucht, solches künstliche Fundament für gewünschte Empörung immerhin logisch zu finden, verdammt logisch. Aber von Kriegstakt ist darin beim besten Willen nichts zu spüren. Wann werden wir endlich aufhören, diese „Gentlemen“ sinnlos zu überschätzen?

Bei Belgien und Frankreich kam Albion sich ernstlich bedanken, wenn das englische Kriegsbetragen noch beinahe gelinde anmutet. Höchstens in grotesken Kriegslügen ist England den Freunden ebenbürtig. Und die Franzosen wiederum hatten das wahre „Mordsglück“, daß ihre belgischen Vasallen mit beispiellosen Freveltaten alles in den Schatten stellten, was in Paris und bei der französischen Ostgrenze — bis jetzt! — an Ge-

häßigkeit und Pöbelroheit zum Vorschein kam. Diese barbarischen Greuelthaten gegen Wehrlose, gegen gänzlich Schuldlose, die zumeist in freundschaftlicher Gesinnung (wie allsommerlich) schwere Mengen Geldes ins Land brachten, haben mit Taktfragen nichts mehr zu tun. Sie haben Belgien für allezeit mit Schmach bedeckt. Zu den menschlichen Überfällen auf unsere Truppen gehörte wenigstens stellenweise Mord . . .

Neben dem Abscheu fühlen wir nur ein Staunen: wie all das möglich ist in Gegenden, die bisher als altes und noch blühendes Kulturland galten? Es ist nur so zu erklären, daß einerseits ein verwöhnter und von humaner Bildung noch nicht einmal gestreifter Pöbel das Heft in die Hand nehmen konnte, andererseits jahrzehntelange raffinierte Verheerung von Frankreichs



Ein Eisenbahnlazarettwagen zum Verwundetentransport. Es wird auf weite Kreise des deutschen Volkes beruhigend wirken, einen kleinen Einblick in unser wohlausgestattetes Lazarettwesen zu erhalten, das ebenso wie unser Arztkorps an der Spitze aller Kulturvölker steht. Hunderte von Lazarettwagen mit Krankenbetten und Operations- sowie Verbrauchraum stehen zum Transport der Verwundeten zur Verfügung, während die leichter Verwundeten an Ort und Stelle verbunden und behandelt werden. Zudem läßt die Wirkung der kleinen Geschöpfe die Hoffnung zu, daß mancher Schwerverwundete sich in kurzer Zeit in der Heimat wieder ganz erholen kann.



Ein primitives russisches Bivak.



Aus dem Lagerleben russischer Offiziere.



Bilder aus dem russischen Heer: Infanterie in Feuerstellung.

Seite her auch bei der sonst intelligenteren Bevölkerung ihre Früchte zeitigte. Den Franzosen, in deren empfindlichem Gemüt nun einmal der Groll des Besiegten fortlebt, könnten wir die Ausbrüche brutaler Leidenschaft eher verzeihen als den Belgiern, die von uns nur Gutes erlebten und die nicht einmal eine einheitliche, einsprachige Nation sind, also im Grund nur einen unorganisch hergestellten Nationalstolz haben können: einen talmi-französischen. Sie wollen päpstlicher sein als der Papst. Sie sind längst Affen der Franzosen geworden und werden schließlich die Opfer sein. Und auch hier erweist sich, daß der Mangel an Takt, Menschlichkeit und Vernunft, den der Kriegsansbruch sofort verrät, nur ein Reflex derselben Gebrechen aus den Friedenszeiten ist.

In den fanatischen Ansätzen zum Guerillakrieg, die sich selbsterweise bereits auf allen drei Kriegsschauplätzen zeigten, namentlich im Niederschießen von Verwundeten und Ärzten, dokumentiert sich ein schauerliches Gemisch von äußerer wie innerer Kulturfremdheit und Torheit. Denn daß mit dieser Methode, zumal auf ebenem Gelände, den deutschen Heeren nicht beizukommen, wohl aber die taktvolle deutsche Behandlung der feindlichen Bevölkerung zu vereiteln ist, das mußte sich doch jeder halbwegs Vernünftige sagen.

Unsere deutschen Verstöße wider den Kriegstakt beschränken sich auf das friedliche eigene Binnenland. Als die amtlichen Mahnungen zur Wachsamkeit, zum Fahren auf fremde Spione, Flugzeuge und „Goldantos“ allgemein bekannt wurden, war es für das deutsche Volk ungeheuer schwer, stets die rechte Mitte zwischen Pflichterfüllung gegen das Vaterland und Höflichkeit gegen Verdächtige (oder Verdächtige) innezuhalten. Trotzdem ist in all der ungeheuren Erregung unseres Wissens nicht ein einziger schuldloser Ausländer zu Schaden gekommen! Der Übereifer im Straßenbewachen hat nur leider einigen guten Deutschen das Leben gekostet.

Im übrigen ergibt sich ein Mangel an Kriegstakt bei uns eher aus dem Gegenteil von blindwütigen Fanatismus. Aus eitel Gemütsruhe, die gleichbedeutend ist mit Gemütslosigkeit, Gedankens- und Phantasiearmut: da wird, vornehmlich von einer kleinen, aber nicht zu übersehenden weiblichen Minderheit, der wichtige indische Fuß und das frivole Treiben einer bedeutlich läppig gewordenen Friedens Epoche fortgesetzt, während draußen an den Grenzen schon deutsches Heldenblut in Strömen vergossen wird. Wer sich dieser namenlosen Opfer nicht wert erweist, den sollte man kurzerhand aus der Öffentlichkeit entfernen und ihm bei larger Kost und



Für Nachdruck aus Reclams' Literaturum ist verboten. — Übergangsrecht vorbehalten. — Für unverlangte Einsendungen übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

## Satt, Kultur und Würde.

Friedliche Kriegsbetrachtungen. Von Willy Rath.

Alles Neben um uns her hat über Nacht ein völlig verwandeltes Wesen angenommen. Der Krieg, in dem wir nun einzig leben und wehen müssen, hat seine eigenen Gesetze, seine eigene Größe, seine eigenen Forderungen an alle, ob wir in der Front mitkämpfen oder waffenlos im wohlverteidigten Landesinnern „mitleben“. Was er von der bürgerlichen Bevölkerung fordert, in allen Ländern, die er in Mitleidenschaft zieht, das ist nicht zuletzt ein neues oder neu eingestelltes Sattgefühl — Kriegstakt.

Wenn wir jetzt auf Taten und Reden des feindlichen Auslandes blicken, so fällt es uns schwer, uns vor Selbstüberhebung zu wahren. Das festzustellen, bedeutet freilich schon Überhebung. Doch zum Ausgleich wollen wir von vornherein eingestehen, daß auch wir deutschen Staatsbürger und -bürgerinnen namentlich in den Großstädten, nicht sämtlich in allen Stücken den Kriegstakt idealmäßig vollkommen besitzen. Davon wird noch zu reden sein. Was bedeuten aber solche Unvollkommenheiten gegenüber dem, was wir seit dem Kriegsansbruch tagtäglich

Authentisches aus den feindseligen Nachbarländern erfahren! Nein, auch nach der allerernstesten Selbstprüfung müssen wir uns, frei nach Senne, das Zeugnis ausstellen: Wir „Wilden“, wir „teutonischen Barbaren“ sind doch bessere Kulturmenschen.

Und wir vermögen uns den Kinder glauben schlechterdings nicht abzugewöhnen, daß diese Wahrheit einmal durchdringen muß. Die fromme Zuversicht, die sittlich reinere Partei müsse den Sieg erringen, wird ja leider von der Geschichte nicht in der Weise bestätigt, daß es sich prompt von Einzelfall zu Einzelfall so erweise. Das Unrecht und die Brutalität haben oft einen langen Arm und langen Atem. Warten können heißt jetzt für uns die Pflicht des Tages. Stark bleiben in Geduld: das gehört vor allem in den Bereich des Kriegstaktes daheim. Auf die Dauer hat der verbrecherische Bund der Müge, der Grausamkeit, des feigen Neides, der prahlstüchtigen Wier doch noch niemals das Feld behauptet. Schiller hat tausendfältig recht: die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

## Den Toten.

Nun trägt uns schon die Totenliste  
Fast jeder neue Tag ins Haus.  
Die Schwerverwundeten, Vermißten  
Und jene, die im blutigen Strauß  
Und hinterwärts in Feindes Städten  
Die scharfe Kugel nicht verfehlt,  
Die fremde Schollen lieblos betten,  
Sind all in Reihen aufgezählt.

Und über manches Krennszeichen  
Beugt sich ein weinendes Gesicht,  
Und nachrichtlose Tage schreiten  
Für Hunderte in trübem Licht.  
Und wem noch nicht den Flor der Trauer  
Der Krieg um Herz und Seele wand,  
Der legt mit ahnungsvollem Schauer  
Die Blätter bebend aus der Hand.

Doch ob auch blut'ge Opfer dampfen,  
Die Fahne hoch! Wir wanken nicht!  
Und unsrer Rasse Hufe stampfen  
Im Takte: Rache und Gericht!  
Ein jeder, den wir hingegeben  
Siegend und mutig im Gefecht,  
Er sei schon morgen mit dem Leben  
Von hundert Feinden uns gerächt!

Die ihr den Heldentod erlitten,  
Ihr tapfern Brüder, seid bedankt!  
Ruh' sanft, ob auch von Kämpferschritten  
Und Kämpfergrimm der Erdball wankt.  
Es kommt der Tag, da wir als Sieger  
Aus diesem heil'gen Ringen gehn,  
Und über Gräbern tapftrer Krieger  
Des Sieges stolze Fahnen wehn!

E. Köpp.

Der Krieg aber bedeutet eine Probe auf den wahren Wert, auch für den ganzen großen Teil des Volkes, der nicht ins Heer aufgenommen wird. Allen europäischen Völkern ist es ja wohl geläufig, die Kriegsplage in religiöser Redeweise unter die „Prüfungen“ zu rechnen. Der Sinn des Wortes wird nur allermeist zu wenig bedacht. Wir erkennen heute mehr denn je im Krieg eine Prüfung auch der inneren Kultur. „Da wird das Herz noch gewogen.“ Wie weit ein Volk die Menschlichkeit hegt und plegt, ohne dabei nationale Würde einzubüßen, das läßt sich im Frieden, der schließlich von Ge- rede beherrscht wird, nicht klärlieh erkennen. Der Krieg offenbart es restlos.

Die Engländer haben die Probe nicht bestanden. In dem Augenblick, da ihrem Staate der Krieg gegen das stammverwandte und von zwei starken Feinden bereits angefallene

Deutschland möglich wurde, haben sie schon bewiesen, daß Kultur und Christentum ihnen weifenlose, belanglose Begriffe sind. Vor den Schwankenden, Kriegeschenen Großbritanniens hat der plump-jesuitische Herr Grey wenigstens die eiserne Stien voraus. Unmöglich hätte er, ohne Gefahr für Amt und Leben, sein Land in dieses verhängnisvolle Abenteuer verwickeln können, wenn die Vernichtung des Konkurrenten Ger- many nicht im Grunde ganz nach dem Herzen des Durch- schnittsengländers wäre. Ungefähr dasselbe gilt vom schwachen Zaren und vom eitlen Bourgeois Poincaré.

Irzig und zwecklos ist es daher, sich gegen diese expo- nierten Einzelpersonen zu erhitzen. Aber wir spüren bei uns auch überall im Volke Kriegstakt genug ihnen gegenüber. Nur der satirische Humor, der ja immer vereinfachen muß, nimmt sich die obersten Repräsentanten der benachbarten Raub-

völker bereits derb vor; was sein gutes Sonderrecht ist. Gegen den Kriegstakt verstößt die Satire nur da, wo sie dem Ge- schmack an sich oder den guten Sitten zuwiderläuft. Man weiß, daß England in dieser Hinsicht schon zur Friedenszeit gelegentlich sündigte; beispielsweise als englische Offiziere schamlos genug waren, das Wid- mungsbild des Deutschen Kaisers zu besudeln! Beim Kriegsausbruch haben die Engländer immerhin zu- erst einigen Takt ahnen lassen. Undenkbar wäre es ja auch für sie gewesen, etwa noch Zorn zu fühlen bei diesem Überfall aus Krämerkalkulation.

Das hat sie freilich nicht abgehalten, türkische und chilenische Schiffe zu unterschlagen, mit nieder- trächtiger Lüge die abreise- bereiten Deutschen ins Garn zu locken und die deutschen Männer erbar- mungslos ihren heimu- reisenden Frauen und Kin- dern zu entreißen. Überdies haben die unverfrorenen Drahtzieher in London als- bald kräftig nachgeholfen, um die Kampfesstimmung künstlich zu erzeugen. Wie- der wird glaubwürdigst von schamloser Verhöhn- ung der Deutschen und ihres Kaisers (in der eng- lischen Presse) berichtet. Und nun dafür die nötige Grundlage zu schaffen, wird in den Londoner Blät- tern unerhört dranslos- gelogen und verlenndet, daß sich die Balken biegen. Die Vorgeschichte des Krie- ges, das Verhalten des Kaisers, die einleitenden



Der Kriegshafen von Dover, einer der Hauptstützpunkte der englischen Flotte. Die gewaltigen Neuanlagen des englischen Seehafens wurden vor vier Jahren eröffnet. Der Hafen zerfällt in einen Handels- und in einen Kriegs- marinehafen; letzterer faßt 15 große Kriegsschiffe und 14 Zerstörer und ist so tief, daß auch zur Ebbezeit die größten Schiffe einfahren können. Die Hafendämme haben eine Gesamtlänge von mehr als 3 km und umschließen eine Wasser- fläche von fast 300 ha. Die mächtigen Molen sind mit doppelten Eisenbahngleisen versehen, neben denen sich breite Gehwege hinziehen; sie sind sowohl zur Einschiffung von Mannschaften für die Kriegsmarine als für die Entladung von Handelsschiffen eingerichtet. Die Anlagen, die eine Bauzeit von 12 Jahren erforderten, kosteten rund 90 Millionen Mark.



Generalmajor Friedrich v. Wulfow, der erste gefallene General. Post. v. Wittich.

Prinz Friedrich Wilhelm zur Lippe, Oberst und Regimentskommandeur, fiel bei Wittich.

Generalmajor v. Bulow, ein Bruder des Fürsten v. Billow, fiel bei Wittich.



Leutnant d. Res. Dr.-Ing. Friedrich Erb †, Sohn des berühmten Heidelberger Ministers.

Leutnant d. Res. Walter Sohn †, Privatdozent und jüngster Sohn des bekannten Leipziger Rechtsgelehrten.



Oberleutnant d. Res. Prof. Dr. Karl Baedeker, Jena †, Sohn des Seniorchefs des weltbekanntesten Leipziger Verlags.

**Auf dem Felde der Ehre gefallen.**





## Vaterländische Romane und Kriegsgeschichten in Reclams Universal-Bibliothek

- d'Abrest**, Geschichten aus der Pariser Belagerung. [108 S.] Nr. 959. Geh. 20 Pf.  
**Alexis, W., Cabanis**, Vet. ränd. Roman. [896 S.] Nr. 4677-83. 2 Bände. Geh. M. 1.40, in Leinen M. 2.20.  
 — **Die Hosen des Herrn von Bredow**. Vaterl. Roman. [372 S.] Nr. 4261-63. Geh. 60 Pf., in Leinen M. 1.—, in Leder M. 1.75.  
 — **Der Roland von Berlin**. Vaterl. Roman. [756 S.] Nr. 4351-56. Geh. M. 1.20, in Leinen M. 1.75.  
 — **Der Werwolf**. Vaterl. Roman. [479 S.] Nr. 4301-04. Geh. 80 Pf., in Leinen M. 1.20.  
 — **Der falsche Woldemar**. Vaterl. Roman. [733 S.] Nr. 4448-53. 2 Bände. Geh. M. 1.20, in Leinen M. 2.—.  
**Bleibtreu, Karl**, Bei Jena und andere Novellen. [86 S.] Nr. 4840. Geh. 20 Pf., in Leinen 60 Pf.  
 — **Friedrich der Große bei Kolin**. Erzählung. [152 S.] Nr. 5098/99. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf.  
**Erckmann-Chatrian**, Geschichte eines Anno 1813 Konkribierten. Erzählung. [237 S.] Nr. 1459 60. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf.  
 — **Waterloo** (Fortsetzung der Geschichte eines Konkribierten). Erzählung. [277 S.] Nr. 1997/98. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf. — Beide Werke zusammen in 1 Leinenband M. 1.20, in 1 Lederband M. 2.—.  
**Gottschall, R. v.**, Der Verräter. Erzählung aus dem Siebenjährigen Krieg. [84 S.] Nr. 2570. Geh. 20 Pf.  
 — **Die Aderhexe**. Erzählung aus dem Paris v. 1851. [53 S.] Nr. 2608. Geh. 20 Pf.  
**Hartmann, M.**, Der Krieg um den Wald. Erzählung aus der Zeit Maria Theresias. [178 S.] Nr. 4536 37. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf.  
**Hauff, W., Lichtensteln**. Eine geschichtliche Erzählung. [415 S.] Nr. 85-87. Geh. 60 Pf., in Leinen M. 1.—, in Leder M. 1.75.  
**Hoefler, Ed.**, Aus den Erzählungen eines alten Tambours. [110 S.] Nr. 5497. Geh. 20 Pf., in Leinen 60 Pf.  
**Jensen, H.**, Schatten des Schlachtfeldes. Roman aus dem russisch-japanischen Krieg. [146 S.] Nr. 5487/88. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf.  
**Kühns, C.**, Unter Napoleons Joch. Erinnerungen eines sächsischen Ordnonanz-offiziers. [240 S.] Nr. 5673-75. Geh. 60 Pf., in Leinen M. 1.—.  
**Mügge, Th.**, Der Vogt von Sylt. Erzählung. [284 S.] Nr. 3093-95. Geh. 60 Pf., in Leinen M. 1.—.  
**Mylius, O.**, Die Türken vor Wien. Geschichtliche Erzählung. [248 S.] Nr. 213/14. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf.  
**Reuter, Fritz, Ut de Franzosentid**. Erzählung. [212 S.] Nr. 4641/42. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf.  
**Stern, A.**, Die Wiederläufer. Historische Novelle. [86 S.] Nr. 1625. Geh. 20 Pf.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

## Die Einschränkung des Post- und Bahndienstes

nach dem Beginn der Mobilmachung hatte zur Folge, daß die letzten Hefte unseren Abonnenten teilweise nur verspätet oder gar nicht zugehen konnten. Für diese durch die außergewöhnlichen Verhältnisse entstandenen Unregelmäßigkeiten kann niemand verantwortlich sein, wir erklären uns aber bereit, fehlende Hefte zu ersetzen, solange unser Vorrat reicht. Den betr. Bestellungen ist Abonnementsquittung und für Portoauslagen 20 Pfennig pro Heft beizufügen.

Die Geschäftsstelle von Reclams Universal-Bibliothek  
Leipzig, Inselftraße 22-24

## Ein zuverlässiges Taschenwörterbuch ist für Offiziere und Mannschaften unentbehrlich

Reclams Wörterbücher sind in vielen Hunderttausend Exemplaren verbreitet. Trotz ihrer billigen Preise sind sie möglichst vollständig, dabei auf gutem, holzfreiem Papier äußerst sorgfältig und klar gedruckt und mit geschmackvollen dauerhaften Einbänden ausgestattet. Um ein Bild des Umfanges zu geben, sei erwähnt, daß z. B. das Französische Taschenwörterbuch von Dr. Friedr. Köhler etwa 100 000 Übersetzungen bietet.

### Französisches Taschen-Wörterbuch

Von Dr. Fr. Köhler.

752 Seiten. In Leinen geb. Mk. 1.50,  
in Leder mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Französischer und deutscher  
Teil einzeln:

In Leinen gebunden je Mk. 1.—,  
in Leder mit Goldschnitt je Mk. 1.75.

### Englisch-französisch- deutsches Hilfsbuch

Zur leichten und gründlichen  
Erlernung der Konversation  
in diesen drei Sprachen.

Von Prof. Dr. H. Lambeck.

Praktischer Konversations-Führer,  
nach Sachgruppen geordnet, mit einer  
großen Auswahl von Gesprächen  
und gangbaren Redewendungen.

541 Seiten. In Leinen geb. Mk. 1.50.

### Englisches Taschen-Wörterbuch

Von Dr. Fr. Köhler.

798 Seiten. In Leinen geb. Mk. 1.50,  
in Leder mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Englischer und deutscher  
Teil einzeln:

In Leinen gebunden je Mk. 1.—,  
in Leder mit Goldschnitt je Mk. 1.75.

Schicken Sie ein solches Taschenwörterbuch unverzüglich Ihren im Feld stehenden Angehörigen nach, Sie werden ihnen einen großen Gefallen erweisen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

# Die Freiheitskriege 1813-1815 in geschichtlichen Darstellungen und Erzählungen

**Leopold von Ranke**

## Die Erhebung Preußens 1813

u. die Rekonstruktion des Staates. Eingeleitet u. herausgegeben von Prof. Dr. S. Raumei. Univ.-Bibl. Nr. 4988/99. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf., in Leder mit Goldschnitt oder Halbpergament M. 1.50.

Die unübertrefflich lebendige Art, in der Ranke die Vergangenheit gesehen und geschildert hat, bleibt für immer ein Denkmal einer mächtigen, einzigartigen Persönlichkeit.

**Ludwig Häusser**

## Die Freiheitskriege 1813-15

Neu herausgegeben von Dr. Max Mendheim. 2 Bde. Bd. I: Der Frühjahrsfeldzug 1813. Univ.-Bibl. Nr. 5517-20. Band II: Die Niederwerfung der napoleonischen Herrschaft. Univ.-Bibl. Nr. 5555-60. Band I geh. 80 Pf., in Leinen M. 1.20, Band II geh. M. 1.20, in Leinen M. 1.75.

Diese glänzende Darstellung der deutschen Befreiungskriege bildet ursprünglich den vierten Band von Häussers Hauptwerk, der deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Die hier vorliegende Neuauflage des hochinteressanten Buches bildet ein für sich völlig abgeschlossenes Ganzes.

**Ernst Moritz Arndt**

## Erinnerungen aus dem äußeren Leben

Herausgegeben von R. Geerds. Univ.-Bibl. Nr. 2893-95. Geh. 60 Pf., in Leinen 1 M.

## Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein

Herausgegeben von R. Geerds. Univ.-Bibl. Nr. 3472/73. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf., in Leder mit Goldschnitt oder Halbpergament M. 1.50.

Als Quellen für die Geschichte der Freiheitskriege sind Arndts Schriften höchst bedeutsam. Es gibt kaum ein Buch, das den Leser so vollkommen in den Geist und die Stimmung jener Zeit versetzt, wie die „Wanderungen mit Stein“, die auch größeren Jungen eine hochinteressante Lektüre bieten.

## Zeitgenössische Berichte über die Schlacht bei Leipzig vom 16.-19. Oktober 1813

Zusammengefasst und erläutert von Prof. Dr. Otto Eduard Schmidt. Mit einem Bild und einem Schlachtplan. Univ.-Bibl. Nr. 5526. Geh. 20 Pf., kart. 30 Pf., in Leinen 60 Pf.

Das gewaltige Drama der Völkerschlacht tritt uns hier in der unmittelbarkeit der Schilderung durch Augenzeugen entgegen.

**Ludwig Häusser**

## Die Völkerschlacht bei Leipzig 1813

Neu herausgegeben von Dr. Mendheim. Mit Bild und 2 Schlachtplänen. Univ.-Bibl. Nr. 5525. Geheftet 20 Pf., kart. 30 Pf., in Leinen 60 Pf.

Eine Sonderausgabe des betreffenden Abschnittes aus der oben verzeichneten „Geschichte der Freiheitskriege“. Volkstümlich und feßelnd geschrieben, auch für die reifere Jugend sehr geeignet.



**Heinrich Beitzke**

## Geschichte des russischen Krieges im Jahre 1812

Neu herausgegeben von Dr. M. Mendheim. Mit zwei Plänen. Univ.-Bibl. Nr. 5437-40. Geheftet 80 Pf., in Leinen M. 1.20.

Beitzke, der 1815 selbst als preussischer Offizier gegen Napoleon focht, hat die ewig denkwürdigen Ereignisse des russischen Feldzuges echt volkstümlich, lebendig und spannend dargestellt.

**Erckmann-Chatrion**

## Geschichte eines Anno 1813 Konstribierten

Erzählung. Deutsch von Rob. Habs. Univ.-Bibl. Nr. 1459/60. Geheftet 40 Pf., in Leinen 80 Pf., mit „Waterloo“ zusammen in Leinen 1 M. 20 Pf., in Lederband mit Goldschn. 2 M.

## Waterloo

(Fortsetzung der Geschichte eines Konstribierten.) Erzählung. Deutsch von S. Denhardt. Univ.-Bibl. Nr. 1997/98. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf.

Zwei packende lebendige Erzählungen mit dem geschichtlichen Hintergrund der Revolutionszeit und des ersten Kaiserreichs. Beide Bücher sind auch vorzüglich für die Jugend geeignet.

**Karl Bleibtreu**

## Bei Jena und andere Novellen

Univ.-Bibl. Nr. 4840. Geheftet 20 Pf., in Pergament-Karton gebunden 30 Pf., in Leinen 60 Pf.

Inh.: Bei Jena. Auch ein Kulturkämpfer. Arbeitskur. Der neue Actie. Die Novelle „Bei Jena“ ist ein vorzügliches Beispiel weibtreuscher Schlachtenschilderung und der Kunst, aus der Darstellung weniger Einzelschicksale das Bild eines großen geschichtlichen Ereignisses erkennen zu lassen. — Die Stoffe der drei folgenden Novellen sind anderen Gebieten entnommen, aber mit der gleichen Kraft gestaltet.

**Frits Reuter**

## Ut de Franzosentid

Erzählung. Herausgeg. u. eingeleitet von Prof. Dr. R. Theodor Gaederg. Univ.-Bibl. Nr. 4641/42. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf. Die hochpatriotische, von nationalem Sauch durchwehte Schöpfung war Reuters erste größere plattdeutsche Erzählung. Auf historischem Hintergrunde spielt sich eine fröhliche Geschichte ab.

**Franz Ziegler**

## Landwehrmann Krille

Erzählung. Herausgegeben und eingeleitet von R. Pannier. Univ.-Bibl. Nr. 4937. Geheftet 20 Pf.

Eine schlichte Erzählung aus der Zeit nationaler Erhebung. In ihrem weiteren Verlauf gibt sie ein eindringliches Bild von der Not und dem Elend, die bei einem großen Teil des Volkes den Kriegsjahren folgten.

**Joh. Wilda**

## Konsul Godars Kinder

Roman. Geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.

„Mitten hinein in das Getümmel der napoleonischen Kriege führt Wilda den Leser in seinem vorzüglich geschriebenen, echt vaterländischen Roman. Mit kräftigen Strichen sind die wechselvollen Ereignisse der wenigen Tage, in denen sich dieser ganze großartige Roman abspielt, geschildert, scharf und lebendig, spannend, packend alle die mannigfachen Abenteuer erzählt. Ein prächtiges Werk, das besonders auch der reiferen Jugend warm zu empfehlen ist.“ (Leipziger Neueste Nachrichten.)

**Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig • Durch jede Buchhandlung zu beziehen**